

Der Kunstlehrer

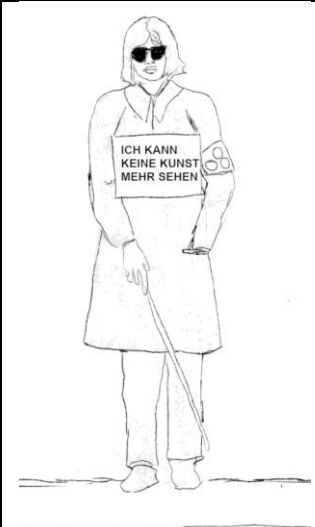
- Die Autopsie eines Berufslebens

– das einzige real existierende Steam-Essay
außer einem anderen

Disclaimer

Warum Sie dieses Buch besser nicht lesen sollten!

Sie sind Kunstliebhaber. Dann sollten Sie dieses Buch meiden. Sie sind dann vermutlich immer noch der Meinung, die Väterchen Franz (J. Degenhardt) mal so formuliert hat: „Kunst ist doch Genuss!“ Möglicherweise würde die Lektüre dieses Buches dazu führen, dass Sie Ihre Ansicht über Kunst revidieren. Allein – die Revision eines Weltbildes, oder auch nur Teile davon, ist in der Regel schmerzhaft und mit kognitiven Dissonanzen verbunden, und es könnte Ihnen vielleicht sogar so gehen, wie dem guten alten Timm Ullrichs (*1940). Der hat sich schließlich entnervt in langem Mantel, gelber Armbinde mit drei schwarzen Punkten, langem weißen Stock und dunkler Sonnenbrille fotografieren lassen, mit einem Schild auf der Brust: „Ich kann keine Kunst mehr sehen“. Das wollen Sie sicherlich nicht, also Hände weg!

	Tim Ullrichs: „Ich kann keine Kunst mehr sehen“ (1975). Ullrichs, seit 1959 als Totalkünstler aktiv, gilt als Vertreter des Neodadaismus, der Body Art und der Konzeptkunst. Die damals wegen ihrer Doppeldeutigkeit hochgelobte Aktion wird spätestens mit Ullrichs Tod eine zeitlose Aktualität erhalten. Und auch dieses Buch kann zu schwerwiegender und dauerhafter Kunstblindheit führen! 
--	---

Vielleicht sind Sie einfach nur neugierig? Wollen wissen, wie das Leben als Kunstlehrer in Wahrheit so ist? Ach Gott, die Wahrheit! Die gibt es nur auf dem Platz, wie jeder Fußball-Connaisseur weiß. Und? Ist das hier ein Fußballplatz? Ist der Ball hier rund? Dauert der Spaß hier 90 Minuten? – Sicher nicht! Findet sich hier also die Wahrheit, niedergeschrieben in ihrer reinsten Form? Nö. Alles erfunden, von A bis Z! Die Übereinstimmung von Orten, Personen oder totgefahrenen Kaninchen, denen man noch die Kunst erklären könnte, sind allesamt rein zufällig deckungsgleich mit jedwedem Inventar der realen Welt! Tatsächlich hatte ich sogar überlegt, die Handlung nach Bielefeld zu verlegen, um deutlich zu machen, dass es sich hier selbstverständlich um eine Fiktion handelt. Aber es geht in einer fiktiven Erzählung ja doch auch ein wenig um die Illusion der Faktizität. Und wer würde ihr erliegen, würde der Held in Bielefeld in die Abendsonne reiten? Niemand, weil es Bielefeld ja gar nicht gibt! Darmstadt gibt es wenigstens, aber der Name der Stadt klingt so bescheuert, dass es diese Stadt auch gut nicht geben könnte – zumal ein Vorstadtbezirk auch noch und allen Ernstes „Wixhausen“ heißt! Also,

Ihre Suche nach der Wahrheit oder dem echten Leben sollten Sie woanders ausleben und das Buch einfach im Buchladen stehen lassen.

Sie sind selbst Kunstlehrer? Diese Lektüre würde Sie in eine tiefe Depression stürzen, weil Sie Lehrpläne beachten und Rechtschreibung in Klausuren Ihrer SuS (Schülerinnen und Schüler) korrigieren und Ihre Zeit mit so viel mehr Quatsch verplempern, dass Sie schon gar nicht mehr wissen, wie das ist: mit einem Sundowner am See und der Liebsten im Arm zu chillen und so lange am Seeufer zu verharren, bis Sie den Sonnenuntergang rückwärts erleben. Es würde Sie depressiv machen, hier zu lesen, dass ein Großteil dieses Quatschs eben nur Quatsch ist. Und weil Sie nun wissen, dass das hier alles nur erlogen ist, werden Sie noch viel depressiver werden, weil Sie dem Helden dieses Buches nicht nacheifern könnten – das Marvel-Universum ist schließlich mit Helden bevölkert und nicht mit Statisten der Bildungsbehörden! Also Finger weg!

Sie sind/waren Schüler? Gratuliere! Das heißt dann wohl, dass Sie lesen können. In diesem Fall ist ein Buch an sich nicht die schlechteste Wahl bei einer Shoppingattacke. Und sicherlich denken Sie an die vielen schönen Lektüren Ihrer Schulzeit: „Die Geschichte vom Löwen, der nicht schreiben konnte“, in der ersten Klasse oder vielleicht auch noch das I-Männchen/Weibchen/Diversling-Buch „Was denkt die Maus am Donnerstag?“. Später vielleicht: „Ich bin hier bloß die Katze“, oder „Die Sockensuchmaschine“. Noch später natürlich „Tschick“ und „Wir Kinder vom Bahnhof Zoo“. Durfte nicht fehlen: „Herr der Fliegen“, „Der Sandmann“, und als Höhepunkt schließlich sogar „Faust!“. Und dann darüber hinaus noch: „Der Russe ist einer, der Birken liebt“. Ein Höhepunkt der Völkerverständigung auf der Grundlage auserlesener Literatur! Hat Ihnen das nicht gereicht für den Rest des Lebens? Muss es wirklich noch ein Buch sein? Wollen Sie wirklich jetzt ein Buch lesen, das Sie gar nicht lesen müssen?

Sie sind Künstler? Na ja, wenn Sie sich das Buch leisten können – nur zu! Aber vielleicht sollten Sie Ihr Geld lieber in einen neuen Schulwassermalkasten investieren, Ihr alter dürfte schon ein wenig ausgepinselt sein. Vielleicht finden Sie ja einen Mäzen, der Ihnen das Buch mal ausleiht?

Sie haben das Buch trotz aller dieser Warnhinweise gekauft? Lassen Sie mich raten: Sie sind ein Alien? Ein Tourist von einem fernen Planeten? Sie suchen noch ein Mitbringsel für zu Hause? Gratuliere! Nichts Besseres hätten Sie finden können, um Ihren Lieben auf Ihrem fernen Heimatplaneten einen Eindruck zu verschaffen, wie es auf der Erde so läuft! In der Schule. Und überhaupt.

***Ach ja, im Text tauchen gelegentlich QR-Codes auf.
Die kann man mit dem Smartphone scannen und dann dem Link folgen.
Er wird Sie zum Original des jeweils besprochenen Bildes führen.***

Einleitung

Jeder Anfang ist eine willkürliche Entscheidung, eine beliebige Festlegung, obwohl davor Dinge geschehen sind, die sehr wohl den späteren Verlauf der Erzählung maßgeblich beeinflussen werden. Nehmen wir z. B. die Geburt des Kunstlehrers. Ist nicht auch schon die genetische Ausstattung, die ihm seine Eltern mitgegeben haben, von nachgerade entscheidender Bedeutung für seinen späteren Lebensweg? Ich will hier auch gar nicht von der epigenetischen Prägung des Embryos reden, durch die die Musikvorlieben und möglicherweise sogar das Erleben von Kunstgenüssen der Mutter auf den Fötus übertragen werden können, noch ehe der Kunstlehrer überhaupt nur sein erstes „Bäh“ sagen kann.

Wenn wir dem Kunstlehrer wirklich und unvoreingenommen begegnen wollen, müssen wir uns gerechterweise bis an den Anfang von allem zurückwagen – zum Urknall. Dort formen sich, vereinfacht erklärt, aus je drei Quarks (genauer: den Up- und Down-Quarks in unterschiedlicher Zusammensetzung) die Grundlagen der Materie, Protonen und Neutronen. Wenn sich später im sich stetig weiter aufblähenden Universum Galaxien mit Milliarden von Sternen bilden, werden in Sonnen – und erst dann – aus den leichtesten Elementen Wasserstoff, Helium und etwas Lithium alle anderen chemischen Elemente wie Gold und Platin, Sauerstoff und Kohlenstoff zusammengebacken. Diese werden gelegentlich gewaltiger Sternexplosionen im Weltall verstreut. Wenn sich aus solchen, mit dem zusammengebackenen Zeug angereicherten Wasserstoffwolken neue Sonnensysteme formen, können diese steinerne Planeten ausbilden, so etwas wie Merkur, Venus, Erde oder Mars. Wartet man lange genug, erhebt sich aus diesem Gemenge an Stein, Matsch und Meer auf einem Planeten in genau der richtigen Entfernung zu seiner Sonne das Medusenhaupt des Lebens. Irgendwann muss dann noch ein riesiger Asteroid auf der Erde einschlagen, um die Dinosaurier von der Platte zu putzen und den Säugetieren Platz zu ihrer Entwicklung zu schaffen, und dann sind wir fast schon auf der Zielgeraden! Nur noch 65 Millionen Jahre und dann ist es soweit – Bühne frei für den Kunstlehrer! Hat ja auch nur 13,8 Milliarden Jahre gedauert, bis das Universum so einen hinbekommen hat.

Ohne diese ganze Entwicklung gäbe es keinen Kunstlehrer mit Augen zum Sehen und Ohren zum Hören und Armen zum Pinseln von Gemälden, es würde dieses ganze Buch nicht geben! Und niemand wüsste um die Poesie, die diese Entwicklung hervorbringt: Denn da verheimlicht die Bibel den wesentlichen Teil, wenn dort geschrieben steht: „Staub bist du, Kunstlehrer und zum Staube wirst du zurückkehren!“ Nein, es ist erhabener und hat nichts mit dem Dreck zu tun, mit dem Gott da droht. Und es toppt selbst Venus, die Schaumgeborene: Der Kunstlehrer – und Sie übrigens auch – sind aus Sternenstaub geschaffen. Lässt dieses Schicksal, Fleisch vom Fleisch der Sonnengötter zu sein, nicht auf eine heldenhafte Geschichte hoffen? Wenigstens hoffen?

Hauptteil

Irgendwann Anfang September im Jahr 2002 an einem Montagmorgen stehe ich das erste Mal vor einer Klasse und unterrichte Kunst. Das mache ich nicht in Vollzeit – was immer das bei einem Lehrer bedeutet – ich unterrichte nebenher auch Mathematik und habe auch Geografie studiert. In der Schule heißt das Fach dann Erdkunde. Eigentlich kann ich als gelernter Polarforscher Geografie am besten, aber dieses Fach kommt in Hessen in der Schule kaum noch vor. Und es gibt zu viele Konkurrenten um dieses Fach: Sportlehrer, die aus Gründen der intellektuellen Sparsamkeit Geografie zu ihrem zweiten Studienfach erkoren hatten. Ich werde verbeamtet und bin ab da pensionsberechtigt, was ein schönes Ziel ist, auf das man hinarbeiten kann. Aber es wird noch eine Weile auf sich warten lassen, ehe diese Berechtigung wirksam wird. Nach fünf oder sechs Jahren überkommt mich eine gewisse Langeweile und die

Frage wird immer nagender, ob das nun alles sein soll, was im Leben noch passiert: Kunstlehrer irgendwo in der Nähe von Darmstadt zu sein. Eine alte Wasserrennrutschenweisheit lautet: „Wenn man den Arsch hochkriegt, ist die Badehose egal.“ Ich kriege den Arsch hoch, packe irgendeine Badehose ein und besteige mit Sack und Pack und Frau und Kinderwagen ein Flugzeug und bin ein paar Tage später Professor an der Deutschen Auslandsschule Alexander von Humboldt, Plantel Xochimilco in México Distrito Federal (seit 2016 umbenannt in: Ciudad de México), also in einem südlichen Vorort von Mexiko-Stadt. Es ist eine altehrwürdige Lehranstalt, gegründet 1894 von Einwanderern, und gilt als Schmiede der Elite. Die Lehrer da heißen alle Professor, was toll klingt, aber in Mexiko nicht unbedingt viel Reputation bedeutet. Doch aufgrund des hohen Gehalts, das mir Deutschland bezahlt, um an einer Deutschen Schule in Mexiko zu unterrichten und weil die Schule eine Eliteschule in Mexiko ist, gehöre ich in diesem Land doch irgendwie zur Oberschicht mit Zugang zum Club Aleman. Das ist eine sehr schöne Sportanlage mit Schwimmbad, Tennisplätzen und anderem Schickimicki. Die Kulturreferentin der Deutschen Botschaft lädt acht Künstler (je vier aus Mexiko und Deutschland) dazu ein, über das Thema Müll in Mexiko künstlerisch tätig zu werden. Einer der mexikanischen Künstler organisiert einen Umzug als „Carneval de Basura“, was übersetzt Karneval des Mülls heißt und Spanisch ist. Auf den Themenwagen sollen verschiedene Kunstwerke, die aus Abfallstoffen gefertigt sind, so z. B. Dinosaurier aus PET-Flaschen, ausgestellt werden. Ich nehme mit meiner Klasse an dieser künstlerischen Tätigkeit teil. Meine SuS arbeiten am Thema: „Müll meet Maya“: es werden Plastiken aus Abfallstoffen gefertigt, die den Maya- bzw. Aztekengöttern nachempfunden sind. Die Aztekengötter meiner Schüler fahren auf diesen Themenwagen mit durch die Stadt. Es wird nicht unbedingt das Kunstereignis des Jahres, aber immerhin! Ich fühle mich bedeutend!

Nach drei Jahren rufe ich bei meiner alten Schulleiterin an, wie die Dinge stünden. Zwar könnte ich in Mexiko noch verlängern, aber weder fragte ich meinen Direktor, noch fragte er mich, wie es um eine Verlängerung stünde. Er mag mich nicht allzu sehr. Meine alte Schulleiterin leider auch nicht. Sie teilt mir mit, dass ich ja gegen den gerade laufenden Schulversuch an ihrer Schule gestimmt hätte und sie lieber jemanden haben möchte, der den Schulversuch vollumfänglich mitträgt. Das ist insofern doof, als der Schulbezirk mich dann überall hinstecken kann, im Zweifelsfall in den hintersten Odenwald. Hinterwäldler will ich aber nicht werden, mir reicht schon Kunstlehrer. Es gelingt mir dann, eine andere Schule in der Nähe von Darmstadt zu finden. Dort bleibe ich weitere sieben Jahre und werde dann feierlich verabschiedet. Aber ich fühle mich noch rüstig und habe halt Kinder, die satt werden wollen. So tingel ich noch in Darmstadt und Umgebung als Kunstlehrer und nur als Kunstlehrer und nur mit einem halben Deputat herum. Mit 71 endet mein Schuldienst, weil ich merke, dass ich allmählich nicht mehr in diese Schulwelt passe.

Das wars auch schon

Vielleicht, lieber Leser, haben Sie sich ein längeres Werk vorgestellt, mit mehr Details zum Leben als Kunstlehrer. Vielleicht haben Sie sogar gehofft, einige pikante Einzelheiten zum Liebesleben des Kunstlehrers zu erfahren, etwa eine Affäre mit einer Referendarin (oder gar ein homoerotisches Techtelmechtel mit einem Sportkollegen – einem Kunstlehrer ist ja viel zuzutrauen). Aber dazu mal im Ernst: Ich bin verheiratet und werde den Teufel tun, meiner Ehefrau via Textkorpus und damit schriftlich meine Affären auf die Nase zu binden und stehe auch nicht auf Sportlehrer.

Ich kann Ihre Enttäuschung verstehen! Auch wenn in der Kürze die Würze liegen sollte, Sie haben es sich vielleicht gerade gemütlich im Lesesessel gemacht, einen Kaffee gekocht und das „Nicht stören“-Schild rausgehängt und dann ist es schon wieder vorbei mit der Lektüre?

Ich habe mich daher dazu entschlossen, noch ein paar Outtakes dranzuhängen. Sie kennen das aus dem Kino: Alle bleiben sitzen, weil sie hoffen, dass der Regisseur ein paar unbrauchbare Szenen nicht etwa geschreddert, sondern sie für eine Art Nachspann aufbewahrt hat, eben als Outtakes. Diese zeigen dann Missgeschicke während der Dreharbeiten, etwa wenn sich ein Schauspieler verhaspelt hat oder Ähnliches.

Da ich ja kein Profi im Schreiben von Autopsieberichten bin, die ein Berufsleben ausleuchten sollen, gibt es da tatsächlich einige Geschichten, die ich geschrieben, aber dann doch verworfen habe. Egal jetzt. Natürlich können Sie auch aus Ihrem Lesesessel aufstehen, wie es einige wenige Kinobesucher ja auch schaffen, und können einfach vor den Outtakes das Buch zuklappen. Natürlich sind Outtakes nicht immer von höchster Qualität und vor allem sind sie ja nicht geordnet, wie ein richtiger Roman oder, wie ich es bezeichnen würde, wie ein Steam-Essay: zusammenhängend durchkomponiert und sprachlich in Cabochon-Schliff gebracht, bis der Text wie Opal, Sternsaphir, Mondstein oder Onyx erstrahlt.

Outtakes

Wenn Sie also den Plot suchen, aber nix finden, verzweifeln Sie nicht. Halten Sie nicht nach dem Ariadnefaden Ausschau, der Sie aus dem Labyrinth einer genial konstruierten Geschichte wieder ans Tageslicht leiten würde – der Faden liegt böseartig verknäult und von einem Troll bewacht in irgendeiner Ecke herum, unnütz geworden für den Durchblick, den sich jeder Leser so sehr wünscht.

Denn Sie finden hier in loser Reihenfolge nur Textschnipsel, die

- (1) mir zu banal erschienen,
- (2) meinen Leser/In/Div. zu anspruchsvoll gewesen wären,
- (3) an der Kontrolle meiner gestrengen Liebespartnerin gescheitert sind, die strenger als die Päpstin ihren Bann auf ungerade Sätze und stilistische Kaugummiblasen zu schleudern pflegt,
- (4) mit Kunstlehrern überhaupt nichts zu tun haben,
- (5) die das Kunstlehrerdasein so präzise ausleuchten, dass die vielen Schattenseiten dieser oft traurigen Existenz das Ganze zu einem Roadtrip durch Dantes Vorhölle herunterdimmen würden.
- (6) die Kunst zu sehr ins Lächerliche ziehen, was sich ja wirklich nicht gehört.

Daneben gibt es Passagen, die Sie nach Ihrem eigenen Empfinden charakterisieren und hier in die Liste – mit Bleistift – ergänzen können! Nur zu – arbeiten Sie ruhig mit! Nicht nur geistig!

(7)

(8)

(9)

(10)

(11) fällt Ihnen bestimmt auch noch ein

.

Werden

Vor langer Zeit in einer weit, weit entfernten Galaxis ... Nähern wir uns der Geburt und Kindheit des Kunstlehrers zunächst aus der fremdartigen Perspektive von Aliens, die zufällig vorbeischaun in diesem unbedeutenden Nebenarm einer unbedeutenden Galaxis. Werfen wir unseren Blick von hoch oben, aus dem Bullauge des Raumschiffs einer fremden Spezies auf das Geschehen. In der Filmproduktion nennt man diese erste Einstellung die „Totale“. Sie dient dazu, dem Zuschauer einen Überblick zu verschaffen und ihm Gelegenheit zu geben, die Handlung räumlich einzuordnen. Ach ja, wir schreiben das 2706. Jahr ab urbe condita, also das 2706. Jahr nach der Gründung Roms. Nach welcher Zeitrechnung sich die fremden Besucher auf ihrem Raumschiff richten, soll hier keine Rolle spielen.

Geburt und so

Die Aliens rasen also in ihrem ultraschnellen Raumschiff an Neptun vorbei, während sie Pluto weitab links liegen lassen. Es geht vorbei an Uranus, Saturn, Jupiter und dann gelingt auch die gewagte Durchquerung des Asteroidengürtels. Etwas abseits aber noch nah, der rote Planet Mars und dann voraus: diese blaugefärbte Kugel, die um ihre Sonne rollt, schwarz ist es drum herum. Schwarz auch, in einer kleinen Ecke eines sonst grüngefleckten Landstrichs – der Schwarzwald. Die Erde dreht sich unerbittlich unter dem Raumschiff weiter.

Eine kleinere Murmel aus totem Gestein umkreist diesen Planeten, dessen goldener Schein, hervorgerufen vom reflektierten Licht der Sonne, so manchen Bewohner des Planeten zu ekstatischen Gefühlsausbrüchen bewegt. Die weitgereisten Aliens bleiben indes unbeeindruckt. Sie erfahren aus der Tagesschau der ARD (20-Uhr-Nachrichten), deren Funkfrequenz weit in den Raum reicht, dass je nach Sprache der Eingeborenen der Planet z. B. „Erde“ heißt. Was sie in der Eile nicht rauskriegen, ist, dass „Erde“ ein Teekesselchen ist: Erde ist nicht nur diese blaue Murmel geheißen, sondern auch der Dreck, der auf ihr liegt und aus dem nach einer Erzählung eines alten Beduinenvolkes der erste Mensch zusammengeknetet wurde. – Doch sind die Aliens nicht wegen eines Teekesselchens hier!

Gleich wird es passieren – wir müssen näher heran! Da, eine Stadt im Ruhrgebiet. Zoom! Noch näher, ein Vorort, eingequetscht zwischen Bochum und Witten! Näher heran: Ein Knappschafts Krankenhaus. Ja was denn sonst! Irgendwo muss man sie ja wieder aufpäppeln, die Bergleute, die hier Knappen heißen. Denn noch pölkt der Bergmann unter Tage die Kohle aus den Flözen, ein ungesunder, gefährvoller Job, dem er mit Würde und Stolz nachgeht, bis er mit seiner Staublunge kaum noch Luft kriegt und sein restliches Leben in Invalidität fristet und schließlich ausröchelt.

Kreissaal im Knappschafts Krankenhaus. Auch wenn die Aliens nicht schon ruck zuck mit unvorstellbarer Geschwindigkeit vorbeige knattert wären, noch ehe die erste Wehe eingesetzt hat und sie dann jenseits der Marsumlaufbahn ihren Kurs in die unendlichen Weiten des Weltalls setzen – es wäre zu bezweifeln, dass sie diesen entscheidenden Augenblick wahrgenommen hätten: Die Geburt des Kunstlehrers!

So eine Geburt eines Kunstlehrers ist an sich völlig unspektakulär, etwas, was hunderte Male am Tag auf diesem blauen Planeten passieren kann. Aber dieses Mal ist es anders. Nicht irgendein Kunstlehrer schlägt gleich das erste Mal die Augen auf und reibt sie sich, dieses Mal bin ich es. Zugegeben, für den Rest der Weltbevölkerung mag es wichtigere Termine an diesem trüben Novembertag geben, nicht aber für mich! Für mich ist es wirklich und wahrhaftig spektakulär, auch wenn mir die Erinnerung daran komplett fehlt. Es ist ein erhabener Augenblick, der sich im Leben so nicht noch ein zweites Mal zutragen wird! Aber, wie erwähnt, werden die Aliens diesen Augenblick nicht hinaustragen in die Weiten des Weltalls, als Beginn

einer Heldensaga, dafür waren sie bei der schließlichen Geburt einfach schon zu weit weg und zu wenig daran interessiert. Meine Mutter hingegen glaubt an mich und gibt mir den Vornamen eines der größten flämischen Barockmaler, Peter-Paul Rubens (*1577; †1640).

Nach Ort und Zeit gemessen ist die Ankunft des Kunstlehrers nicht unbedeutend: Grönemeyer und ich stammen aus Bochum, der Stadt mit der unbestritten schönsten Stadionhymne! Daneben können sich einige welthistorische Ereignisse damit schmücken, in meinem Geburtsjahr passiert zu sein. Allen voran: der schändliche Stalin verröchelt endlich, die Welt trägt ein Scheusal weniger, es gibt allerdings noch mehr als genug. Die DDR ruft das Jahr zum „Karl-Marx-Jahr“ aus. Tief im Westen, unter der staubverhangenen Sonne ist es da viel besser: Wir haben den Kapitalismus und mit Marx wenig am Hut. In der Westminster Abbey wird jemand zur Königin Elisabeth II gekrönt und ich weiß damit immer, wie lange die schon Königin ist, solange sie lebt. Nämlich immer so lange, wie ich alt bin. Das kann in Pub-Quizen und bei „Wer wird Millionär“ recht nützlich werden. (Wurde es aber nie, erstens, weil ich das gerade erst selbst auf Wikipedia nachgelesen habe, während ich das hier schreibe, und zweitens, weil ich während der Lebenszeit von Elisabeth der Zweiten nie bei einem Pub-Quiz oder bei W.w.M. mitgemacht habe.

Die einen fangen ihr Leben gerade an, andere beenden es zum selben Zeitpunkt: Ethel und Julius Rosenberg werden wegen Atomspionage in den USA hingerichtet. Dank ihrer Hilfe kann die UdSSR ihre erste Wasserstoffatombombe zünden. Immerhin: der Koreakrieg endet, allerdings nicht wirklich – jedenfalls bekommt es der Norden nie so recht mit.

Der Physiker Erik Lundblad stellt die ersten synthetischen Diamanten her. Das Britische Museum muss eingestehen, dass die Knochenfragmente des angeblichen „Piltdown-Frühmenschen“ eher das künstlerische Werk eines Witzboldes sind. Eugene Aserinsky und Nathaniel Kleitman entdecken an der University of Chicago den REM-Schlaf (Rapid Eye Movement)-Schlaf, also die Schlafphase, in der man wie wild hin und her guckt, und zwar mit geschlossenen Augen, damit man seine Träume sehen kann. Gut, dass das gerade entdeckt wird, so kann ich den überwiegenden Teil meiner Babyjahre lang Träume gucken, wenn mir langweilig wird. (Ich hatte damals sonst noch keine Hobbys.) Ach ja, das J. Paul Getty Museum wird eröffnet, insofern nicht wirklich wichtig, als es keinerlei Werke von mir besitzen oder zeigen wird.

Andere Karrieren

Sicherlich werden Sie nun erwarten, dass sich der Kunstlehrer in mir schon überaus frühzeitig zeigen wird. Der im selben Jahr geborene Manni Kaltz, späterer Fußball-Europameister, wird berühmt werden für seine Bananenflanken und soll schon im Strampelalter die Brüste seiner Mutter mit zwei halben Fußbällen verwechselt und kräftig dagegengestrampelt haben. Paul Allen, ebenfalls mein Jahrgang, soll aus der Verstrickung von Wollfäden, aus denen seine Mutter ihm einen Norwegerpullover fertigen wollte, seine Vision für eine vernetzte Welt entworfen haben. Thomas Spitzer (ein weiterer Vertreter meines Jahrgangs wie auch die noch Folgenden) ist schon zu Anfang seines 2. Lebensjahres so unsicher auf den Beinen, dass es seinen späteren Lebensweg dauerhaft prägen wird – er wird diese Unsicherheit in der österreichischen Popgruppe „Erste Allgemeine Verunsicherung“ musikalisch verarbeiten. Pierce Brosnan liebt es von Kindesbeinen an, sich zu verstecken und wird – voraussehbar – Geheimagent. Wenn auch nur im Film. Beim richtigen MI5 will man ihn angeblich nicht eingestellt haben, weil er bei einem Probeverstecken zu schnell gefunden wird. Einer Verschwörungstheorie zufolge soll Joseph Stalin sich noch im selben Jahr als Xi Jinping reinkarniert und sich bereits als Säugling auf seine spätere Rolle als kommunistischer Kaiser der VR China vorbereitet haben.

Am selben Tag, aufgrund der Zeitverschiebung kann man das aber nur relativ exakt sagen, erblickte in Argentinien Celia Caturelli das Licht dieser Welt. Schon möglich, dass beim Verteilen der künstlerischen Quintessenz an diesem Tag Celia einen Batzen mehr Künstlerpotenzial abbekommen hat als ich, jedenfalls wird sie später Professorin an der Fachhochschule Düsseldorf werden, ich nur Kunstlehrer in und um Darmstadt. (Ein Bild von ihr wird später noch Eingang in mein Berufsleben finden.)

Gewiss, eine Auffälligkeit schon im Kleinkindalter, die auf den späteren Lebensweg hinweist, erwarten Sie zu Recht auch in meinem Lebensweg, etwa in der Art: Schon gleich nach seiner Geburt pflegte der Kleine mit dem Finger in den Windeln die ein oder andere abstrakte Kompositionsidee zu entwerfen. Oder: oft verwechselte er den Löffel schon mit seinem späteren Handwerkzeug, einem Pinsel, und malte erste, noch ungelenke, kubistisch anmutende, monochrome (meistens in spinatgrün oder karottenorange gehaltene) Skizzen auf die Tischdecke. Nein, so war es nicht, zumindest, soweit ich mich erinnern kann.

Informel

In der Schulzeit gibt es etwas, was prägend für den Lebensweg des Kunstlehrers gewesen sein könnte – die Begegnung mit einem richtigen Künstler als Lehrkörper für die Kunsterziehung. Hans-Jürgen Schlieker (*1924; †2004) sei hier ein Denkmal gesetzt als Inspirationsquelle für meine spätere Karriere, wenn nicht als Kunstschaffender, so immerhin als Kunstlehrender. Schlieker wird heute gemeinsam mit Dahmen, Götz, Hartung und vielen anderen zu den bedeutenden Vertretern des deutschen Informel gezählt. Nach der Gründung der Ruhruniversität Bochum geht er 1968, noch ehe ich die Schule beende, dorthin und leitet den Aufbau des Bereichs „Bildende Kunst im Musischen Zentrum der Ruhr-Universität Bochum“. Ich habe daher nur ein oder zwei Klassen lang das Vergnügen, in der Schule mit einem echten Künstler konfrontiert zu sein.

Nun wird nicht jedem Leser gleich parat sein, was sich hinter der Stilrichtung des „Informel“ formtechnisch verbirgt und als Kunstlehrer liegt es nun mal in meinen Berufsgenen, jegliche Wissenslücke bei meinen Lesern bezüglich der Bildenden Kunst schließen zu helfen. Der Begriff stammt aus dem Französischen und bedeutet „formlos“ oder „ohne feste Form“. Paradoxerweise handelt es sich nicht um einen irgendwie gearteten einheitlichen Stil. Das „Informel“ erscheint eher als eine Art Phase II der malerischen Abstraktion. Der Künstler abstrahiert hier nun auch noch von der Abstraktion! Der Kunstkennner Eugen T. meint dazu, das Informel habe gewissermaßen das Testament Wassily Kandinskys (*1866; †1944) vollstreckt.



Hilma af Klint: „The Ten Largest, Childhood, Untitled Series, Group IV, No. 1“; (1907).

Ein Werk von bleibendem Wert: Dieses wegweisende Werk kann auch heute noch problemlos als Vorlage für ein Geschenkpapier genommen werden, in das man die neueste Barbiepuppen-Kreation für das Weihnachtsfest einwickeln könnte.



Zum Original:

Kandinsky datierte eines seiner berühmtesten abstrakten Aquarelle auf 1910 zurück – was ihm lange den Ruhm einbrachte, das erste abstrakte Kunstwerk der Kunstgeschichte geschaffen zu haben. Doch selbst das reichte nicht, um diesen Ruhm ewiglich sein Eigen zu nennen: Bereits 1906 begann die Künstlerin Hilma af Klint (*1862; †1944) mit ihrer ersten Serie ungegenständlicher Bilder; ihr großformatiges Gemälde „The Ten Largest, Childhood, Untitled Series, Group IV, No. 1“ („Die zehn Größten, Kindheit, Gruppe IV, Nr. 1“) folgte 1907. (Beachte, schon der Titel des Bildes lascht stark ins Abstrakte!)

Aber weg von der Eitelkeit Kunstschaffender und wieder hin zum Informel und lassen wir noch einmal den Kunstkenner Eugen T. zu Worte kommen: Das Informel wurde nicht zum Epigone der abstrakten Malerei à la mode de Kandinsky, sondern wurde seine Metamorphose. Soll wahrscheinlich heißen, dass Kandinskys Kunst eher so eine Art Raupe war, die sich dann im Informel zu einem echten Schmetterling wandelt.

Primär geht es dieser Kunstrichtung nicht so sehr um das künstlerische Werk, das es zu gestalten gilt, sondern um die künstlerische Haltung, in der das Werk entsteht. Eng mit dem Informel verwandt ist der „Tachismus“ (la tache = der Fleck). Soll heißen, man klatscht völlig losgelöst von jeder erkennbaren Form Farbkleckse auf die Leinwand. Das Informel beginnt in Europa in den 1940er Jahren und es lässt sich vielleicht so zusammenfassen: Das Informel ist aus Prinzip gegen alles Althergebrachte und passt sich damit schließlich gut in die 68er-Studentenbewegung ein. Als Künstler dieser Kunstströmung vermeidet man jegliche Gegenständlichkeit und Ordnung im Sinne einer Geometrie und legt auch keinerlei Wert auf traditionelle Kompositionsregeln. Dafür wird die Spontaneität bei der künstlerischen Produktion als besondere künstlerische Herausforderung betrachtet. Im Arbeitsprozess folgt der Künstler, wie im Surrealismus, seinen unterbewussten Regungen, er ist sensibel seinen eigenen künstlerischen Handlungen gegenüber und verarbeitet seine augenblicklichen Emotionen. ChatGPT frohlockt dazu: „Das Informel markiert eine Befreiung der Kunst von traditionellen Zwängen und eine Hinwendung zu einer subjektiven, individuellen Ausdrucksweise. Es betont den kreativen Prozess und die emotionale Kraft der Kunst, ohne sich an vorgegebene Regeln zu halten.“ Dem Kunstkenner M. de la M. zufolge wirft das Informel sogar die Fragen nach dem Sinn, nach dem Leben, gar nach dem Universum auf: Man sähe die Anfänge einer Kunst, in welcher der Malprozess zur Entdeckung einer neuen unbekannten Dimension geistigen Seins erhoben wird. In der näheren Verwandtschaft zum Informel finden wir die Art brut (Rohe Kunst) und die Outsider Art – naheliegend! – Und dann auch den abstrakten Expressionismus – eine amerikanische Verwandtschaft des Informel.

Als Titan des abstrakten Expressionismus im Umkreis des Informels kann Jackson Pollock (*1912; †1956) gelten, auch bekannt als: „Jack the Dripper“.

Nebenstehen: YouTube-Video: Action Painting mit J. Pollock



Jackson Pollocks ureigenste Form der künstlerischen Auseinandersetzung wird das „Action Painting“, wobei die Leinwand auf der Erde liegt und Jackson mit Farbeimer und groben Pinsel um die Leinwand herumtanzt oder vielleicht auch auf der Leinwand stehend, Farbe darauf kleckert.

Unschwer ist bei diesem Kunstschaffen der sakrale Bezug zu erahnen, handhabt Pollock doch den Pinsel wie ein Aspergill. Nun rennt nicht jeder Leser/In/Div. sonntags um des Seelenheils willen in eine katholische Kirche, und lässt sich dabei vom Priester mit Weihwasser

besprenkeln. Damit wird nicht jeder geneigte Lesende ein Aspergill in Aktion erlebt haben. Also auch dazu eine Erklärung: Der Priester benutzt zum Zwecke der Segnung der anwesenden Gemeinde eben ein solches liturgisches Gerät (lateinisch aspergillum von aspergere, besprengen), das im deutschen Sprachraum auch Sprengel oder Sprengil genannt wird. Er taucht dafür das Aspergill immer wieder in ein Eimerchen mit Weihwasser, das ihm ein Ministrant hinterherträgt und spritzt dann mit weit ausholenden Armbewegungen das Wasser nach links und rechts auf die dort sitzenden Gläubigen. Den meisten Priestern, so meine eigene Beobachtung, macht das echt Spaß.

Die Parallele ist offensichtlich: Pollock besprenkelt die Leinwand ähnlich, nur benutzt er nicht Weihwasser, sondern Pötte voller Farbe und sein Aspergill ist der Pinsel. Diese Anlehnung an eine sakrale Handlung lässt Pollock in die Nähe jener alten Meister rücken, die allesamt um die Heiligkeit, wenn nicht ihrer Tätigkeiten, so doch immer um die ihrer Motive wussten, wenn sie Jesus am Kreuz oder Maria mit dem Kinde malten. Pollock verschiebt dabei den Fokus weg vom Motiv, hin zur sakralen Handlung, die das Werk entstehen lässt. Dem Betrachter erschließt sich dann in der Betrachtung der Abstraktion, die das Werk kennzeichnet, die „heilige künstlerische Handlung“. Seine in diesem Drip-Painting-Verfahren angefertigten großformatigen Werke bringen ihm bereits zu Lebzeiten den Spitznamen „Jack the Dripper“ ein, was sicherlich wertschätzend scherzhaft gemeint war. Folgerichtig werden Pollocks Werke, auch und gerade weil er sich recht früh und im Suff totgefahren hat, und sein Œuvre damit recht übersichtlich beschränkt bleibt, in den Preisklassen selbst der bedeutenden alten Meister gehandelt – so in der Größenordnung von einigen Dutzend Millionen bis über 100 Millionen US-Dollar.

Informel im Schulleben

An den Kunstlehrer, den ich nach Hans-Jürgen Schlieker im Kunstunterricht hatte, erinnere ich mich nicht mehr. Wohl aber daran, dass dieser Nachfolger so unvorsichtig war, uns eine Schuldoppelstunde lang Zeit zu geben, damit wir uns einmal selbst mit dieser damals als sehr modern angesehene Kunstrichtung kreativ auseinandersetzen könnten.

Dass Wolf Vostell (*1932; †1998) als Wegbereiter des Environments, der Installation, der Videokunst, des Happenings und der Fluxus-Bewegung nicht unbedingt zum Informel zu rechnen ist (oder vielleicht gerade deswegen doch), wussten wir als Schüler natürlich noch nicht. Aber Pumpi, mein Freund (er konnte wirklich krass Fahrradreifen aufpumpen), war voll begeistert von den Arbeiten Vostells. Dieser hatte 1969 seinen Opel Kapitän auf der Domstraße in Köln als Antithese zur „autogerechten Stadt“ in Beton eingegossen und ihn damit, so dachte er, ein für alle Mal stillgelegt. Im Jahr 1959 hatte der Architekt Hans Bernhard Reichow in seinem Buch „Die autogerechte Stadt – Ein Weg aus dem Verkehrs-Chaos“ dargelegt, dass dem Auto Vorrang in der Stadtplanung einzuräumen sei. Eine These, der Vostell zehn Jahre später seine Betonskulptur als „Ruhender Verkehr“ entgegensetzte. Allerdings lässt es uns ahnen – da dieses Kunstwerk in späteren Jahren in Paris und Berlin ausgestellt werden würde – welche Probleme Vostell mit seinem Happening aufgeworfen hatte. Denn so konnte er jetzt natürlich nicht mehr einfach mit seinem Opel Kapitän in Paris oder Berlin vorfahren, da musste schon ein Schwertransport organisiert werden! In Berlin schuf Vostell dann die Skulptur „Zwei Beton-Cadillacs in Form der Nackten Maja.“ Ich erwähne das künstlerische Schaffen von Vostell hier so ausführlich nicht nur, um unsere damalige Motivationslage im Kunstunterricht transparent zu machen, sondern weil uns ähnliche Kunstwerke wie die „Nackte Maja“ später noch mehrmals vor die Augen treten werden.

Jedenfalls schlug Pumpi vor, auch etwas einzubetonieren – was, wäre schließlich relativ egal. Einen Cadillac oder auch seinen eigenen Wagen und eine Betonmischmaschine wollte uns der Kunstlehrer allerdings nicht zur Verfügung stellen. Immerhin fanden wir einige größere

Styroporverpackungen, größere Pinsel und Farbflaschen, Draht und was so ein vollgerümpelter Kunstvorbereitungsraum sonst noch hergab. Das Informel, das sich für den Lehrer eher zu einem Inferno auswuchs, konnte beginnen. Ich erinnere mich noch gut an die traurig-verzweifelte Augen des Lehrers, dem nichts übrig blieb, als dem Treiben zuzusehen. Immerhin war es seine eigene Unterrichtsidee gewesen und es handelte sich um moderne Kunst. Den Schuh, als gescheiterter Pädagoge oder gar als Kunstbanause dazustehen, wollte er sich nicht anziehen.

Wir folgten also unseren unterbewussten Regungen, sensibilisierten uns gegenseitig bezüglich unserer künstlerischen Handlungen und verarbeiteten unsere augenblicklichen Emotionen. Dabei achteten wir auf unsere subjektive, individuelle Ausdrucksweise, Fragen mindestens nach dem Sinn aufwerfend. Vorgegebene Regeln, auch und gerade die der Schule, waren uns weitgehend schnuppe, das künstlerische Werk, das schließlich dabei herauskam, war uns ebenso schnuppe. Da es klingelte, ließen wir den Lehrer mit unserem Werk, das sich als Installation von Styroporbruchstücken in verschiedenster Farbgebungen und räumlich großflächig verteilt nur schwer verbal beschreiben lässt, mitsamt den Spuren des Werkprozesses allein zurück. Viel später wurden mir in der Rückschau zwei Punkte klar: Erstens waren wir intellektuell damals wahrscheinlich noch nicht so weit, das Informel geistig zu durchdringen und künstlerisch umzusetzen, sondern schlicht in der Pubertät. Zweitens – und wichtiger für meinen späteren Lebensweg – war: Als Kunstlehrer würde ich die Finger von solchem Hokuspokus lassen, denn dafür benötigte man eine Zusatzausbildung als Putzmann!

Erste (und einzige) Ausstellung

Im Juni 1971 zelebriert die Stadt Bochum ihre 650-Jahr-Feier. Diese Gelegenheit will mein Beinah-Schwager (man heiratete dann doch nicht) nicht verstreichen lassen. Er gründet flux die Künstlergruppe „R“. R wie Ronald und wie er halt auch mit Vornamen heißt. („Flux“ steht hier für „schnell mal“ und steht sprachlich nicht im Zusammenhang zur Kunstrichtung des Fluxus. Die hatte George Maciunas (*1931; †1978) begründet und in dieser Kunstbewegung kommt es nicht auf das Kunstwerk, sondern auf die schöpferische Idee an.) Die Künstlergruppe „r“, bestehend aus meinem Beinah-Schwager, vier weiteren Kunstschaaffenden, dem heute in Witten als Künstler wirkenden Hans-Peter Müller (*1949) und mir, und es geht den „6r’s“ ausschließlich um die Kunstwerke. Wir präsentieren diese auf einem wackeligen Holzgerüst aus Dachlatten am Rathausplatz. Eigentlich erinnere ich mich nur ungern an diese erste und einzige Ausstellung.

Immerhin: der „Bochumer Anzeiger“ titelt: „Gruppe „r“ stellt sich der Passantenkritik“. Im Fließtext dann: „..... Sie legen kaum Wert darauf, dass der Betrachter ihre Namen erfährt, er soll sich mit ihren Versuchen auseinandersetzen. Das ist meist Tasten nach allen möglichen Richtungen, das ist aber da und dort auch schon Greifbares. Bei dem sehr jungen (späteren Kunstlehrer) aus Langendreer und vor allem bei Hans-Peter Müller“. Eine andere Zeitung titelt allerdings: „Die Open Air Ausstellung wurde ein Reinfall! Künstler „Gruppe R“ zeigt auf der Husemannstraße schlechte Amateurmalerei.“ In der Rückschau würde ich sagen: „War nicht alles Lügenpresse, damals.“

Von Bochum nach Berlin

Nach dem Abitur mein Berufsziel zu wählen, war insofern nicht wirklich drängend, als ich einen Musterungsbescheid für die Bundeswehr vorliegen hatte. Im Gegensatz zum Abitur hängt die Messlatte für die, die zur Bundeswehr eingezogen werden, relativ niedrig. Den Sprung rüber schafft man auch als Untrainierter und mit leichter Rückgratverkrümmung und auch ohne die Technik des Fosbury-Flops zu beherrschen. Als Generation „Verweigerer“ verweigerte ich natürlich, aber die alten Säcke, die darüber zu befinden haben, verweigerten mir die

Verweigerung. Das finde ich blöd und es inspiriert mich zu einem kleinen formlosen Gedicht. Schließlich ist man als Künstler nicht auf den Pinsel festgelegt, auch berühmtere Maler griffen gelegentlich zur Feder, z. B. Michelangelo Buonarroti (*1475; †1564). Der haute nicht nur den legendären David aus einem 5,5 Meter hohen Marmorblock, sondern auch dieses Gedicht raus:

Wenn vor dem Tod die Furcht

die ihn verjagt und flieht,
den Gott, wo er sich rührt, gewähren ließe,
stark, wie er ist, voll Grausamkeit, er stieße
hartnäckiger uns an, und unbarmherzig hieße
die Probe, die er am Gefühl vollzieht.

Das Gedicht geht noch länger weiter, ist mir aber zu verschwurbelt und droht den Erzählfluss aufzustauen. Lieber dafür hier ein sich jeder formalen Form verweigerndes Stück Lyrik, gewissermaßen eine im Stil des Informels hingeworfene Wortmalerei. Dieses Informel-Lyrik-Lamento ist nicht nur gelegentlich des Diskurses über die Wiedereinführung der Wehrpflicht überraschend aktuell, sondern auch eine prima Überleitung zur nächsten Station auf dem Weg zu meiner Kunstlehrerschaft.

Kriegsdienstverweigerung

(Welcome to Berlin)

Da saßen fünf düstere Leute
alt schon, Kriegsveteranen
einem blassen schüchternen Jungen
gegenüber

Willst Du, dass die Russen
deine Freundin vergewaltigen?
fragen sie, um herauszufinden
ob der Junge denn ein Gewissen hätte.

Die richtige Antwort lautet übrigens nicht: „Nein“
aber halt auch nicht: „Ja“
Wie mag ein Gewissen wohl aussehen,
das solche Fragen beantwortet?

Um Zeit zu finden, für diese Antwort
ging der Blasse, Schüchterne ins Exil und er fand heraus:
Eine Antwort ist: mit 32 Jahren
will die Bundeswehr dich nicht mehr.

Die Kunst der Wehrdienstverweigerung

Es ist eine kleine Randnotiz am großen Historienwerk über die Nachkriegsordnung, die spätestens seit dem Mauerfall, der den Westen Deutschlands mit dem Osten Deutschlands wieder zu einer gemeinsamen Atlaskarte zusammennäht, so wie Annegret Soltau (*1946) nackte auseinandergerissene Menschenfiguren, mit Nadel und Faden wieder vereint, droht verloren zu gehen: Für den Rechtsrahmen der BRD gilt in den Zeiten der geteilten Stadt:

Westberlin gehört zur Bundesrepublik! Damit gilt das Grundrecht der Freizügigkeit – jeder Deutsche darf zu jeder Zeit seinen Wohnsitz in Westberlin nehmen. Es sei denn, er/sie/es ist Ostdeutscher, die müssen erst irgendwie über die Mauer kommen! Aber dieser Rechtsstatus ist nur westdeutscher Traum, denn das inmitten des DDR-Territoriums gelegene Westberlin wird von den Alliierten (Franzosen, Engländern und Amerikanern) verwaltet. Die Russen haben ihren eigenen Teil: Ostberlin. Und weil die Alliierten schlechte Erinnerungen an die Deutsche Wehrmacht haben, darf kein Westberliner Soldat werden. Kurz: die Häscher der Bundeswehr haben keinen Zugriff auf mich, solange ich, wie einst J.F. Kennedy, voller Inbrunst sagen kann: „Ich bin ein Berliner!“

Annegret bekommt hier nicht nur eine Erwähnung als Künstlerin, weil, lange als Geheimtipp gehandelt, ihr Werk heute zu den wichtigsten Positionen feministisch inszenierter Fotografie und Body Art zählt, sondern auch, weil sie in Darmstadt lebt und arbeitet, gerade dort, wo das Schicksal den späteren Kunstlehrer aufschlagen lassen wird. Auch das wäre nicht genügend Grund. Vielmehr orakeln Annegrets Arbeiten in ihrer ureigenen Bildsprache, dass die Flickerei an der Landkarte Deutschlands eher keine Chance auf narbenfreies Zusammenwachsen erhoffen lässt, zumal einem das Bild von der heißen Nadel nicht aus dem Kopf fliehen mag.



Depression in Berlin

Berlin hat seine schönen Seiten, es hat viel Kultur und im Ostteil den real existierenden Sozialismus, eingesperrt hinter einer Mauer, wohl, damit man von außen nicht so genau reinsehen kann. Und so nimmt mich mein Bruder bald mit, um mal nachzugucken, wie es so steht, mit der Weltrevolution und so. Es gibt in der Mauer nämlich einen Durchlass, eine Eingangspforte. Ist kein sehr billiges Unterfangen, die DDR verlangt Eintritt und Verzehrbon: Man muss für ein Visum bezahlen und Geld in Ostmark eins zu eins umtauschen, eine Währung, die nur in der DDR gilt und mit der man quasi nichts anfangen kann, insbesondere kann man sie nicht zurücktauschen. Sicherlich, ein Bier kostet dort nur 0,62 Ostmark und ein Schnitzel gibt es für 6,99 oder so. Da kommt man mit zwanzig Ostmark Zwangsumtausch schon weit, nicht aber, wenn weit und breit so gut wie keine Gaststätte zu finden ist. Und wenn man dann doch eine findet, ist das Personal so pampig, dass einem der Appetit vergeht. Man ist ja Klassenfeind, was der geübte Ostberliner sofort erkennt, weil er Westfernsehen guckt und die Jeanswerbung besser kennt als jeder Wessi. Und die beiden Gäste tragen definitiv keine Ost-Jeans! Und überhaupt: Die Wirte möchten Westmark als Bezahlung sehen, denn mit der kann man im Sozialistischen Inland in sogenannten Intershops Westjeans kaufen, und davon träumte jeder Ossi.

Sei es drum, mein Bruder will mir einen der bedeutendsten Kunstschatze Berlins zeigen. Als besondere Geste hat er eine Apfelsine mit, die er gedenkt, der Kassiererin des Museums zu offerieren – Südfrüchte gibt es im real existierenden Sozialismus der DDR keine.

Wir passieren die Grenzkontrolle. Rein in die DDR ist eigentlich kein Ding, raus schon eher. Routinemäßig wird man gefragt: „Waffen, Munition, Funkgeräte?“ Man sollte auf keinen Fall antworten: „Wir kaufen nichts.“ Denn wenn die Ostgrenzposten was sind, dann schwer humorlos. Ostberlin kann man riechen, im real existierenden Sozialismus wird mit Braunkohle geheizt und jetzt im wolkenverhangenen November dampft es überall aus den zunehmend verfallenden Mietshäusern. Auf der Museumsinsel finden wir zum Pergamonmuseum und dort zur Kasse, mein Bruder überreicht seine Apfelsine und fragt: „Wo bitte genau steht denn die Nofretete?“ Denn dieser ikonische ägyptische Frauenkopf ist es, den mir mein Bruder zeigen will! Die Kassiererin guckt etwas irritiert und antwortet: Im Ägyptischen Museum in

Westberlin. Nun, soweit ich mich erinnern kann, ist der Pergamonaltar auch ganz schön und wir hatten mittels einer Apfelsine eine Feindin des Klassenfeindes zu einem dankbaren Lächeln verführen können.

Ansonsten ist Berlin, was meine spätere Tätigkeit als Kunstlehrer anlangt, recht unfruchtbar. Ich studiere zunächst Mathematik, weil quasi alles andere schon zu hat, als ich in Berlin auftauche, wechsle dann zur Vermessungskunde, was ich aber nur drei Semester durchhalte, ehe ich spitz bekomme, was das im Arbeitsleben bedeuten würde und erkenne, das würde nichts für mich sein. Nach diesen zwei Probelaufen entschließe ich mich dann – Lehrer zu werden. Mathe habe ich ja schon angefangen, bleibt ein zweites Fach zu wählen. Mittlerweile lebe ich hoch über den Dächern von Berlin in der Motzstraße gegenüber von einem Schwulenlokal, billig, einsam, aber mit gutem Überblick über die Stadt. Jetzt erwartet der Leser natürlich, ich würde Kunst wählen, was ich auch irgendwie tue, aber die Jury, die anhand einer eingereichten Kunstmappe über die Zulassung zum Kunststudium befindet, lehnt mich ab. In der Rückschau kann ich ihnen das nicht verdenken, meine große Liebe hatte sich gerade von mir getrennt, ich war schlicht depressiv, was in Berlin nun wirklich auch keine Kunst ist, einem solchen Gemütszustand anheim zu fallen und schluderte im Delir irgendwas zusammen, was mit einer Kunstmappe wahrscheinlich nur die Mappe gemeinsam hat. Ins Formular für die Bewerbung auf das Studium zum Lehramt trage ich daher Biologie ein, von der Wirkung des NCs auf so ein Ansinnen hatte ich immer noch keinen Schimmer. Und dann ist da noch ein Kommilitone aus der Mathematik, der mir rät: Mach Geographie, die haben einen neuen tollen Professor! Ins Feld „Zweitwahl“ schreibe ich also Geographie, aber nur, weil da dieses Feld zum Ausfüllen ist. Und so wurde ich erst einmal Polarforscher.

Kunststudium, erster Teil

Mittlerweile bin ich in Bremen – klar, nach Bochum und Berlin ist das alliterarisch folgerichtig. Da ich nun Doktorand und irgendwie auch Gründungsmitglied des Alfred-Wegener-Instituts für Polar- und Meeresforschung bin und mich das kulturell nicht ganz und gar ausfüllt, (und es auch sonst einige Vergünstigungen für Studenten gibt), bewerbe ich mich spaßeshalber für die Kunstpädagogik an der Universität der Freien Hansestadt Bremen. War eher als Witz von mir gemeint, es fehlt mir an Glauben! Jedoch: Für einen wie mich – gemeint sind hier Inhaber des ersten und zweiten Staatsexamen – gibt es tatsächlich zwei freigehaltene Studienplätze, wenn jemand noch ein Drittfach dranhängen will. Das ist sinnvoll, weil es gerade für die nächsten 15 Jahre keine Lehrerstellen geben wird. Es überrascht mich, plötzlich Kunststudent zu sein, und mehr noch, dabei gleich ins Hauptstudium verwiesen zu werden, weil ich ja schon ein Studierter mit Examina bin. Da kennt man schließlich die Grundlagen eines bzw. jedes Studienfaches. Unter anderem wegen dieses Moves entgehen mir dann studententechnisch so ziemlich alles, was man so als Kunstlehrer brauchen könnte.

Freitagnachmittag. Das Studentenleben prägt auch den Lehr- und Forschungsbetrieb, Freitagmittag, also knapp nach dem Gang in die Mensa leert sich der Campus rapide. Zum Glück hält Jimmi D. Päsler (*1942) noch die Stellung, aber der ist nur Lehrbeauftragter, also Stundenlöhner, der kann keinerlei Forderungen nach Ort und Zeit seiner Veranstaltungen stellen. Jimmi ist das, was man einen echten Künstler nennen kann, (damals) eher prekär lebend ist er dicht dran am Leben, umtriebiger und handfest und ohne Anbindung an den Glamour der elitären Pfeffersäcke der Hansestadt. In seiner Kunst spielt er mit Perspektive und Wirklichkeit, bemalt ebenso Leinwände wie Hausfassaden und fertigt Skulpturen aus Beton und Stahl. Seiner Biografie nach zeichnet er bereits mit 6 Jahren perspektivisch und beginnt mit 16 eine Lehre als Werbemaler. Aus so einem kann dann halt nur ein waschechter Künstler werden.

Jimmi versucht, uns Tricks beizubringen, wie wir die Illusion der Perspektive auf die zwei Dimensionen einer Fläche erzeugen können. Darin ist er ein echter Könner (einfach mal dem Link zu seiner Homepage folgen!) Beeindruckt hat mich die Menge der Farbe, die Größe der Zeichenbögen und Pinsel – bei Jimmi arbeitete man nicht filigran, sondern eher etwas gröber – gefiel mir.



Da ich eigentlich nur so aus Hobby Kunst studiere und der Vorteile wegen, die das Studentenleben mit sich bringt, bleibt Jimmis Malunterricht am Freitagnachmittag zunächst meine einzige Lernerfahrung, bis auf eine Exkursion nach Helgoland. Jimmi kennt den Besitzer eines Hotels auf dieser einzigen Hochseeinsel Deutschlands, und der öffnet für uns Kunststudenten und aus Freundschaft zu Jimmi sein Hotel über die Saison hinaus. Helgoland hat nämlich Ende November zu. Nun gibt es eins, was ich als Student wirklich oft gemacht habe: Exkursionen. Da kann man sich in Geographie nicht vor drücken, man muss sich die Welt schon hin und wieder live und im Detail angucken. Als studentische Hilfskraft war ich überdies als Adlatus des Meisters des Öfteren mit unterwegs. Ein typischer Exkursionstag bei den Geographen verläuft in etwa so: Morgens um spätestens acht Uhr geht es los. Fahrt zur Unterkunft (vielleicht bis mittags), dann Mittagessen. Von zwei bis sechs Uhr am Nachmittag werden verschiedene Aufschlüsse besucht. Das sind Orte, wo irgendwer irgendwie gebuddelt hat oder man sonstwie die Erdschichten oder die Gesteinsschichten sieht – Abbruchkanten, Kiesgruben, Steinbrüche, Baugruben. Zur Not wird selbst gebuddelt. Die Lagerung und die Dicke der Schichten erzählen einem dann von längst vergangenen Zeiten, bzw. der Professor tut das. Dann geht's zurück in die Unterkunft, Abendessen, um 19.30 dann noch ein Stündchen Vertiefung des heute Gelernten. Nächsten Morgen um acht Uhr Frühstück, 9-12 ins Gelände, Mittagessen, 14-18 Uhr ins Gelände, 19.30 Uhr dann noch ein Stündchen Lehrveranstaltung. Man soll als Student schließlich etwas für sein Geld bekommen!

Ich lerne: Kunstexkursionen sind entspannter. Es geht morgens moderat los, wir nehmen dann die Fähre ab Cuxhaven, das Umsteigen von der Fähre auf ein kleines Boot der Eingeborenen Helgolands ist etwas kippelig wegen der unruhigen See. Am frühen Nachmittag sind wir dann im Hotel. Jimmi verkündet, für eine künstlerische Tätigkeit sei es noch zu früh, wir sollen uns erst umgucken, Eindrücke sammeln. Also gehen wir spazieren, Kaffee trinken und irgendwann dann auch in eine Kneipe. Schließlich kann man sich erstens auf so einer schönen Insel kaum vor Eindrücken wehren, und zweitens sind sie praktisch überall zu finden. Und wo erstrahlt das lokale Chlorid in wärmeren Farbtönen, wenn nicht in den ortsansässigen Lokalen, in denen sich die lokale Bevölkerung – es ist Anfang Dezember und damit außerhalb jeder Touristensaison – um ihren steifen Grog versammelt hat? Eindrücke zu sammeln, klappt also problemlos! Am nächsten Morgen sind wir dann bereit, die Eindrücke künstlerisch zu verarbeiten. Dafür schickt uns Jimmi raus zum Skizzieren. Leider ist es schweinekalt und windig. Wir lernen, dass man mit steif gefrorenen Fingern nur sehr schlecht zeichnen kann. Abends schauen wir uns den Ertrag unserer Kunstsafaris gemeinsam an, und besprechen dann alles in einer Gaststätte bei einem steifen Grog. So lerne ich auch das: Das Kunststudentenleben ist das wahre Studentenleben. Aber irgendwie verliere ich die Sache mit dem Kunststudium dann zunächst aus den Augen, eingeschrieben als Kunststudent aber bleibe ich.

Kunststudium, zweiter Teil

Erstaunlicherweise reicht es für die Anmeldung zur Staatsprüfung, dass ich ein Schulpraktikum (vier Wochen) mache und einen sogenannten Großen Schein. Ich bin ja schon von Anfang an im Hauptstudium! Der Große Schein ist tatsächlich irgendwie groß – aber es kommt dabei natürlich auf den Vergleich an – man muss zwölf Semesterwochenstunden auf zwei Semester

verteilt belegen – mit irgendwelchen lästigen Prüfungen wird man aber nicht behelligt. Ist für mich machbar. Leider gibt es immer nur ein Projekt pro Zyklus, das man belegen kann, und so studiere ich Videokunst. Zu der Zeit ist Videokunst neu und aufregend – wäre es Wissenschaft, würde man sagen: „Das ist die Forschungsfront!“ Ich kenne mich in Kunst noch nicht genug aus, um einschätzen zu können, ob es auch in der Kunst eine „Forschungsfront“ gibt.

Auf alle Fälle ist es die Zeit der VHS-Kassetten und klobigen Videokameras, zum Schneiden von Videos stehen den Studenten zwei Schnittplätze zur Verfügung. Zwar schnippelt man nicht mehr Bänder auseinander und klebt sie neu zusammen, aber es ist ebenso mühselig. Ich drehe mit einer Kommilitonin das Video: „Ein 5-Minuten-Ei gekocht in weniger als drei Minuten.“ Wir zeigen, dass das geht, denn das Video ist exakt drei Minuten lang. (Drei Minuten Länge war die Vorgabe des Dozenten.) Zum Beweis wird das Ei zum Schluss gepellt und gegessen. Jeder kann sehen, dass das Ei ins kochende Wasser gelegt wird, dass es zur rechten Zeit abgeschreckt wird – dafür hatten wir extra auch eine Uhr eingeblendet! Es wird also alles, was nötig ist, getan, um das Ei verzehrfertig zu bekommen, und das in exakt 3 Minuten. Magisch! Ein Video zu drehen, ist durchaus ein großer Spaß. Das Vergnügen, Videokunst zu bestaunen, hält sich dagegen in engen Grenzen. Ist wie beim Jazz. Jazz zu spielen kann sehr befriedigend sein – habe ich jedenfalls gehört und sofort auch geglaubt. Jazz zu hören ist eher öde. Wir sitzen und hungern in irgendeinem Kunstraum herum. Der Herr Dozent, Dr. B., führt uns ein einstündiges Video vor. Die Künstlerin war auf die kreative Idee verfallen, ein Foto vor die Videolinse zu halten und es hin und her zu wackeln. Ein rundes Stündchen lang und nur ein bisschen, nur ganz leicht, bewegt sich also das Porträt, das im Video gezeigt wird. Der Clou dabei ist, dass dem Foto der Person so eine Art Leben eingehaucht wird, so als würde die Person vor der Videokamera stehen und selbst mit dem Kopf wackeln. Was aber ja gar nicht ist, weil nur das Foto wackelt. Nicht ganz klar wird, ob das Foto nicht deshalb wackelt, weil die Künstlerin ihren Arm nicht still halten kann. (Halten Sie einmal ein Foto sechzig Minuten lang absolut still.) Aber wahrscheinlich war es beabsichtigt, dass das Foto wackelt. Es ist absolut langweilig und ich lerne: Videokunst ist kein James-Bond-Film.

Wir sehen noch andere Videokunstwerke, die meisten sind von Frauen produziert, wobei gelegentlich auch ein Mann bei der Technik geholfen hat. Es verfestigt sich bei mir das Vorurteil: dass es eine Menge kunstschaftende Frauen gibt, deren Männer gut verdienen. Und statt eine Damenboutique mit schicken Kleidern zu betreiben, ist man (bzw. Frau) Künstlerin! Jedenfalls kann ich mir nicht vorstellen, dass man von Video-Kunst leben könnte. Ich kann mir nicht vorstellen, dass irgendwer auf die Idee kommen könnte, sich einen klobigen Fernseher (– die waren zu der Zeit echt klobig –) in die gute Stube zu stellen, um auf diesem Videokunstwerke dieser Machart abzuspielen. Natürlich gibt es Museen, die gelegentlich Videokunst ankaufen, aber ob das für eine extravagante Garderobe und Prosecco zur Melone mit Parmaschinken reicht, wagte ich damals zu bezweifeln. Eigentlich bezweifle ich das bis heute. Machen wir uns nichts vor: Der gemeine Künstler lebt prekär, lebt von der Hand in den Mund und nur wenige finden ihr Auskommen ohne einen Nebenjob. Jimmi jedenfalls war damals, als ich das Vergnügen hatte, mit ihm auf Exkursion auf Helgoland zu sein, eher nicht auf Rosen gebettet.

Kunst muss man sich leisten können. Das gilt halt nicht nur für die Werke der Künstler, sondern auch für den Künstler selbst. Oder man muss ein gnadenlos guter Selbstvermarkter sein (wie z. B. Joseph Beuys) oder zur rechten Zeit am rechten Ort sein (wie zum Beispiel Michelangelo in der Renaissance in Florenz). Also einfach Glück haben. Talent reicht auf alle Fälle nicht.

Nehmen wir van Gogh, der ja von seinem Bruder Theo ausgehalten wurde und zu Lebzeiten nur ein einziges Bild (an die Künstlerin Anna Boch) verkaufen konnte. Der lebte einfach zu früh! Der hatte sich ja, weiß der Teufel warum, ein Ohr abgeschnitten. Dieser Act, heute und in den Social Media gepostet, wäre so was von viral gegangen, dass er noch sein benutztes Klopapier

hätte verkaufen können. Handys und Instagram gab es aber zu seiner Lebenszeit (*1853; †1890) nicht, und so fristete er ein Leben am Existenzminimum ohne Bürgergeld! – Typischer Fall von zu früh geboren.

Das Künstlerdasein ist eigentlich nur was für Nerds. Ich jedenfalls war weder reich verheiratet noch nerdig genug, um ein echter richtiger Künstler zu werden und hatte nicht vor, ein Leben lang prekär zu leben. Da schien mir die Laufbahn als Kunstlehrer vielversprechender.

Bildbetrachtung

Das Lustigste am Kunststudium ist für mich die Augenhöhe. Als Student ist man es gewohnt, irgendwie von schräg unten auf die hohen Herren des Wissens und der Weisheit zu schauen. Gerade Mathematikprofessoren können einem schon Ehrfurcht einflößen ob eines Beweises, dem man auf Teufel komm heraus nicht rafft, den die aber freihändig auf der Tafel notieren können. Ich war inzwischen bereits Doktor und Dozent (mit Lehraufträgen in Geografie), und Dr. B. war, soweit ich weiß, ebenfalls nur Doktor und Dozent. Und ich hatte immerhin etwas sehr Ernsthaftes studiert (Mathematik) und war als Geograf bis in die Antarktis vorgedrungen. Und da steht man dann mit einigen Studenten mit Milchbart und einigen verschüchterten Studentinnen vor einem Bild in der ersten Reihe mit dem Kunstdozenten und kann problemlos mitschießen: denn das ist das Besondere des Kunststudiums. Das Bild erzählt einem alles wie ein Spickzettel; man muss sich nur trauen, loszuplappern. Und selbst Dr. B. traut sich kaum, mir zu widersprechen, man begegnet sich schließlich auf Augenhöhe – von Doktor zu Doktor. Und überhaupt. Was das Kunststudium so wunderbar sympathisch macht, ist: man ist nett zueinander. Man lobt, statt zu kritisieren, man findet besonders, was banal ist, alles, was man sagt, ist irgendwie richtig. Das ist ganz anders, als ich es aus der Geografie kannte: Man kritisiert, wo immer es geht, man findet es banal oder gleich falsch, was der andere sagt und widerspricht. Ist halt Wissenschaft, wenn auch, wie im Falle der Geografie, nur selten eine gute. Aber Dr. B. sagt vor dem Bild stehend einen Kernsatz, der für mein späteres Leben als Kunstlehrer Bedeutung finden wird: „Wer nicht mindestens eine Stunde über ein Bild erzählen kann, hat seinen Beruf als Kunstlehrer verfehlt.“ Ich ziehe daraus den Schluss: Quantität vor Qualität – Hauptsache, man redet drüber: Links oben sehen wir ..., links unten dagegen ..., das Zentrum ist besetzt, die Diagonalen strahlen nach rechts unten aus, farblich kann man das Bild dem Informel zuordnen, thematisch aber überhaupt nicht usw. Es braucht nur ein bisschen Kreativität, und schon kann man sich heiser reden, ganz aus dem Stegreif und ohne Vorwissen. Noch mehr auf den Punkt gebracht hat es mir später Jessica, eine Schülerin von mir am Colegio Alemán Alexander von Humboldt: „Der Betrachter muss mit der Fantasie und das Bild spielen, bis er auf etwas ankommt, womit er sich indefizieren kann oder auch nicht, dann erst ist das Bild erschöpft.“ Sie werden mir zustimmen können, liebe Lesende: Das kann dauern!

Staatsexamen, einmal mehr

Für mein Erstes Staatsexamen im Fach Kunstpädagogik tat ich etwas, was ich, glaube ich, noch nie gemacht hatte – und nur dank meiner neuen Lebensgefährtin, die mich dazu zwang: Ich probte die Veranstaltung. Die Veranstaltung bestand aus einer halbstündigen Prüfung vor zwei Prüfern (Dr. B., den ich mir ausgesucht habe, und einem Staatsprüfer, also einem Lehrer, der dazu abgestellt ist, von Schulseite her die Prüfung abzunehmen.) Dr. B. hatte ich dabei gekonnt umdribbelt, und das kam so. Damit so eine Prüfung den Prüfling nicht zu sehr stresst, darf dieser sich selbst vier Themen aussuchen, in denen er vorträgt und anschließend mit Fragen gelöchert wird. Für mich, der ich mir nicht anmaßen konnte, eine irgendwie geartete Ahnung von Kunst zu verfügen, kommen Themen, die irgendwas ernsthaft mit Kunst und Künstlern zu tun haben, nicht in Frage. Und so fällt meine Wahl auf das Folgende: „Höhlenmalerei“. Als Geograph war ich schon in Höhlen gewesen und Eiszeiten sind als geologische Zeitalter einer

meiner Kernkompetenzen als Polarforscher. Dahin konnte ich, so meine Vermutung, immer ausweichen, wenn es zu sehr um Kunst geht. Und ich brauchte auch keine Künstlerbiografien ergründen oder Kunstepochen zu memorieren, weil man weder die Künstler noch ihre genauen Kunstepochen kennt! Meine zweite Wahl ist: „Ikebana“, (= „lebende Blumen“), die japanische Kunst des Blumenarrangierens. Da ich mich intensiv mit der japanischen Kampfkunst Aikido auseinandergesetzt und mich sehr für Zen interessiert hatte, war ich in puncto japanischer Kultur und dem Zen in der Kunst des Blumensteckens gut aufgestellt, zumal ich darüber als Vorbereitung auch ein Buch lese. Darüber hinaus verkaufe ich das als eine dringend erforderliche Internationalisierung des Kunstunterrichts, der mir sonst zu eurozentriert erscheint! Und damit eignet sich das Thema im Zeitalter der Globalisierung bestens für den Kunstunterricht.

Meine dritte Wahl betrifft die Architektur (ein Pflichtthema), von der ich nun wirklich null Ahnung habe. Da nehme ich den „Umbau des Potsdamer Platzes in Berlin“. Dies vor allem deshalb, weil ich lange genug in Berlin gelebt hatte, um die Berliner Verhältnisse beschreiben zu können. Außerdem konnte ich bei einem Thema vermutlich auch patzen, ohne durchzufallen.

Mein viertes und letztes Thema ist „Internetkunst“. Ich hatte dazu bei Dr. B. eine Lehrveranstaltung innerhalb der zwölf Stunden des „Großen Scheins“ besucht. Das Internet war gerade dabei, Fahrt aufzunehmen, und da ich im Gegensatz zu dem Herrn Dozenten Ahnung von Informatik hatte, war das definitiv ein Punkt für mich: Was man im Internet anstellen kann, wusste ich besser als der Dozent! Dr. B. schluckte ein- oder zweimal hörbar und versuchte zaghaft einzuwenden, dass das aber ungewöhnliche Themen seien. Aber dann nickte er das Ganze ab. Immerhin war ich ja kein kleiner Student, mit dem man alles machen kann.

Am Tag der Prüfung fahre ich mit dem Fahrrad zum Prüfungsort, nicht ohne unterwegs mal anzuhalten und mir drei schöne Pflanzenstängel abzubrechen, die ich in der Prüfung dann vor den Augen der Prüfungskommission zu einem kunstvollen Ikebana-Blumengesteck zusammenfügen würde. Erstens ist es einfacher, am Beispiel etwas zu beschreiben, und zweitens schinde ich dabei auch Zeit. Zeit, die den Prüfern fehlen würde, mich mit unnötigen Fragen zu belästigen. Eine kleine Vase habe ich dabei.

Und wirklich läuft alles gut, ich spule das vorher Eingeübte routiniert runter, stecke ein überzeugendes Ikebana zusammen und die Fragen halten sich im Rahmen des Machbaren. Bis auf eine Frage! Der Kunstprüfer biegt bei der Höhlenmalerei unvermittelt ab zum Schamanismus und schnurstracks geradeaus zu Joseph Beuys. Das erwischt mich auf der falschen Socke – zumal ich Schamanismus sowieso für überbewertet und in der Sache für unnötig erachte. Ich gehe also gar nicht auf Beuys ein, sondern versuche zu erklären, dass ich Schamanismus für Mumpitz halte, selbst wenn er künstlerisch verbrämt auftaucht. Ich erhoffe mir, damit eine gewisse Art von Kritik am Werk von Beuys rüberzubringen, das geht aber schief.

Ende gut

Am Ende der Prüfung plädiert der Lehrer-Prüfer für eine Eins, weil ihm die Sache mit dem Ikebana so besonders gut gefallen hat und überhaupt wäre in seinem Bekannten- oder Verwandtenkreis (so genau erinnere ich mich nicht mehr) jemand, der auch Zen-mäßig Blumen steckt. Dr. B. allerdings plädiert für eine Zwei, weil ich auf die Frage zu Beuys wenig konkret geantwortet hätte. Man einigt sich schließlich auf eine Zwei mit einer etwas kuriosen Begründung. Der Lehrer-Prüfer hatte in seine Prüfungsunterlagen geguckt und erklärt, ich hätte ja in meiner Staatsexamensarbeit eine Eins gehabt und die mündliche Prüfung und die Note der Staatsexamensarbeit würden ja zusammengezogen und dann käme schließlich unterm Strich eine Eins heraus, die er auch für gerechtfertigt hielte. Nun war mir überhaupt nicht klar, warum meine vor zehn Jahren geschriebene Staatsexamensarbeit im Fach Geographie mit einer

mündlichen Prüfung in Kunst zusammengerechnet und das arithmetische Mittel dann zu einer Eins abgerundet würde, aber ich denke mir: halt besser den Mund. Nicht, dass die noch auf die Idee kommen, dass für den Abschluss in Kunst noch eine Staatsexamensarbeit, dieses Mal allerdings im Fach Kunst, anzufertigen wäre, damit das mit der Arithmetik auch ordentlich hinhaue. Und da ich in Prüfungen so manche Glückssträhne bis zum Zerreißen gedehnt hatte, und ich zugegebenermaßen auch wirklich keine Eins verdient hätte – so ehrlich sollte man sein – trabte ich von dannen und später wird mir das Dokument der bestandenen Prüfung zugesendet – mit einer soliden Zwei ohne ein arithmetisches Mittel mit der Geographie.

Zwischenspiel: Schwarzbunte Kuh

Ich träume mich zurück, als Live-Streaming noch etwas unglaublich Innovatives und Spektakuläres ist: Damals beschließe ich die folgende Kunstaktion umzusetzen: „Wie Kuhckt die Kuh?“ Ich würde mich auf einer Alm in einem Zelt einrichten, um Tag und Nacht vor Ort zu bleiben. Sowohl ich als auch eine ausgewählte Kuh auf der Weide neben meinem Zelt, tragen Helmkameras für einen Internetstream. Beide Streams würden über das Internet übertragen und auf dem Bildschirm des Betrachters parallel dargestellt werden. Der Zuschauer würde vierzehn Tage lang miterleben können, wie unterschiedlich Mensch und Kuh auf dieselbe Welt „kuhcken“. Ich habe einen kunstsinnigen bayerischen Bauern ausfindig gemacht, der mir seine Alm und eine Kuh dafür zur Verfügung stellt, sofern ich seine Milch in dem Stream bewerben würde. Das ist kein Problem für mich. Ich hatte sogar daran gedacht, Milka ins Boot zu holen, mich aber dann dagegen entschieden, weil eine lila angepinselte Kuh vielleicht doch nicht in den grün-ökologischen Kontext meiner Kunstaktion passen würde. Bei einem Probelauf für den Live-Stream zieht ein Gewitter auf. Und wie es der Wettergott will, schlägt der Blitz genau in die auf dem Kuhkopf festgemachte Kamera ein und aus die Maus! Der Bauer weigert sich, mir eine weitere Kuh zur Verfügung zu stellen, auch ich fühle mich vom blitzeschleudernden Zeus etwas traumatisiert und so breche ich meine Zelte ab, noch ehe ein einziges Bild gestreamt wird. Abzusehen ist, dass man mir kein Museum bauen wird – nie! Ich gehe traurig zu Bett.

Sein

Was mich von der ersten Stunde meines Daseins als Kunstlehrer an begleitet – und dieses Gefühl verstärkt sich mit der Zeit immer mehr – ist: Irgendwie verstehe ich das Drehbuch des Films, in dem ich mich plötzlich befinde, nicht so recht. Dass ich möglicherweise nur eine Fehlbesetzung im Fach Kunst bin, kann ich prima überspielen. Aber dass der gesamte Film so schräg daherkommt, ist wirklich irritierend! Schule ist eine größtenteils kuriose Veranstaltung, und Kunst ist es auch! Das doppelt! (Meist wird in so einem Zusammenhang der mathematische Algorithmus des Potenzierens vermutet, also kurios zum Quadrat (kurios²) oder so. Aber als Mathematiker erschließt sich mir dieses Sprachbild nicht so recht, auch wenn eine einfache Doppelung vielleicht vom Ausdruck her den Sachverhalt nicht stark genug adressiert.)

Jedenfalls: Das Kurioseste an Schule ist vielleicht, dass den meisten Pädagogen gar nicht klar zu sein scheint, was es überhaupt heißt, zu lernen. Natürlich muss man Fakten (wenn es die denn überhaupt gibt) kennen, aber der wesentliche Teil des Lernens ist: Verknüpfen! Nehmen wir als Beispiel die Farbe. Farbe spielt in der Kunst, aber auch in der Biologie von Auge und Gehirn sowie in der Physik der Optik eine Rolle. Was hingegen nicht vorkommt, ist die Verknüpfung der verschiedenen Aspekte von Farbe im Unterricht.

Um das kurz zu verdeutlichen: Stellen Sie sich vor, Sie sehen ein Alien. „Ja mei“, werden Sie denken, „das ist ja ein Alien!“ Was Ihnen nicht auffallen wird, ist, warum Sie wissen, dass das ein Alien ist! Es könnte ja auch ein Gartenschlauch mit Augen sein. Oder eine Sau in des Bauern Unterhemd. Nein, Sie wissen, dass das ein Alien ist, weil es in Ihrem Kopf gerattert hat und Sie gedanklich alles Mögliche durchgegangen sind, was es sonst noch sein könnte. Und Ihnen ist während des Ratterns im Kopf völlig unbewusst aufgefallen, dass dort ja auch ein Raumschiff rumsteht und Sie sich zufällig in einem Sperrgebiet in Nevada, USA, aufhalten, das den kuriosen Namen Area 51 trägt. Außerdem hat das Wesen Glubschaugen und schlackert beim Gehen mit den Armen und gibt seltsame Töne von sich. Und außerdem haben Sie schon Aliens im Fernsehen gesehen. Sie betten Ihre Beobachtung in den gesamten Wissensschatz ein, den Sie in Ihrem bisherigen Leben über Aliens zusammengetragen haben und erst so kommen Sie auf die richtige Schlussfolgerung: Guck an, ein Alien! – Würden Sie unmittelbar nach Ihrer Geburt zum ersten Mal Ihre Augen aufschlagen und würde sich zufällig ein Alien über Sie beugen, würden Sie sofort denken: „Mutter“! Einfach, weil Sie den Sachverhalt einordnen: Geburt – ich muss ja irgendwo herausgekommen sein, und dieses Irgendwo muss sich ganz in der Nähe aufhalten – logische Verknüpfung: Mutter! Nun werden Sie sagen: Das ist aber etwas sehr, sehr weit hergeholt. Ist aber Gänseküken genau so passiert: Diese sind aus dem Ei geschlüpft, Konrad Lorenz stand daneben, und zack – schon rannten sie hinter Konrad her, der aber gar nicht ihre Glucke war! Wäre Konrad von einem anderen Stern gewesen, hätten die trotzdem geglaubt, ihrer Glucke nachzurennen. Q.e.d.

Eigentlich aber ist es egal, wie kurios sich das Leben als Kunstlehrer gestaltet, denn der Job als Lehrer bringt gut Kohle. Kohle kenne ich bisher, wegen meines eher prekär verlaufenden Lebenswegs, nur aus der Heimat Bochum, ausm Pütt. Mir bleibt, mich wie die siebte Inkarnation des Buddhas zu fühlen, der den Zen-Buddhismus nach Japan gebracht haben soll. Bei seiner Ankunft soll er gefragt worden sein: „Meister, was bringst du uns mit?“ Er soll geantwortet haben: „Nichts als einen wachen Geist!“ Wie sich herausstellen wird, reichte mir das tatsächlich, um es bis in die Pensionierung zu schaffen.

Erste Schritte

An meine ersten Stunden als Kunstlehrer erinnere ich mich kaum, wohl aber an eine meiner ersten Ansprachen an einen Oberstufenkurs. Zumindest von meiner Stimmung her ist sie mir noch präsent. Ich stehe da, habe keine konkrete Ahnung von dem Job – jedenfalls, was die

Kunst anlangt – und werde denen nun peu à peu Kunstpraxis und Kunstgeschichte beibringen. Es erheitert mich total und stellt sich überdies als easy heraus: Selbst etwas malen muss man als Kunstlehrer nicht; schließlich muss ein Deutschlehrer auch keine Gedichte schreiben. Und für die Kunstgeschichte drehe ich den Spieß einfach um! Ich hatte so ein Heft von meiner Liebsten (die richtig Kunstpädagogik studiert hat, von Anfang an und nicht das Hauptstudium). Da war auf einer Doppelseite jeweils in chronologischer Reihenfolge Kunstepoche und zugehörige Kunstwerke und Künstler aufgelistet. Wir schreiben das Jahr 2002, und PowerPoint ist erfunden. Und also liste ich die Kunstepochen: Mittelalter, Renaissance, Barock, Rokoko, Klassizismus, Realismus, Romantik, Biedermeier, Impressionismus, Expressionismus, Surrealismus, Kubismus und wie sie alle sonst noch heißen und wie sie am schlauesten nacheinander und nebeneinander und übereinander aufzulisten sind, in einer Liste auf. Die SuS (das ist die gängige Abkürzung für Schülerinnen und Schüler unter uns Pädagogen) dürfen sich in die Liste eintragen und in Gruppen und am Nachmittag und zu Hause einen schönen Vortrag ausarbeiten. Ich bin mindestens so gespannt wie die SuS, was das alles so ist.

Erste Stunden

Nicht, dass ich mich jemals näher mit einem Lehrplan beschäftigt habe; das ist eine eher müßige Kunst. Lehrpläne legen fest, was in welcher Jahrgangsstufe zu unterrichten ist und sie kommen dabei überaus klug daher. Das ist dann schon die erste Hürde: Ich habe sie zum Teil einfach nicht verstanden. Was bitte soll „Vorbild-Nachbild“ (Lehrplan Oberstufe) bedeuten? Ein Vorbild ist für mich vielleicht der Dalai Lama, oder – im Idealfall – auch ich für die Kids. Ein Nachbild wiederum erinnert mich immer an das Nachglühen auf der Netzhaut, wenn man in ein zu grelles Licht geguckt hat. Irgendwann bekomme ich heraus, dass damit gemeint ist: Da hat einer abgekupfert! Da ist einem Künstler gerade mal nichts Neues eingefallen. Und dann hat er sich einen alten Schinken vorgenommen – im Regelfall einen hoch berühmten – und den hat er dann irgendwie – nachgekupfert. Abschreiben ist in der Schule verpönt, zumal in Klassenarbeiten; aber in der Kunst sollen wir so etwas unterrichten? Kunstunterricht ging dann auch ganz gut, ohne ständig auf den Lehrplan zu schielen.

Mit der Zeit entwickle ich eine gewisse Routine. Insbesondere die erste Stunde in einer neuen Klasse gestalte ich stets auf dieselbe Art. Das Schöne daran ist, dass es völlig ohne Vorbereitung funktioniert. Ich frage einfach mal, was die Kids so über Kunst wissen. Da das in aller Regel erstaunlich wenig ist, kann ich dann immer – wie der Mathematiker es ausdrücken würde – bei einer ε -Umgebung für $\lim_{\varepsilon \rightarrow 0} \varepsilon$ gegen Null anfangen. „Was ist Kunst?“ lautet meine erste Frage. „Kunst ist, wenn man was Kreatives macht!“ „Und was ist Kreatives?“ – Da kommt dann schon bald Schweigen aus der Kinderschar. Also ein neuer Versuch: „Seit wann gibt es denn Kunst?“ Das ist eine ausgesprochen hinterlistige Frage, und entsprechend unterhaltsam werden die Antworten. Die Standardantworten lauten: „Schon immer“ oder „seit es Menschen gibt.“ An der Stelle offenbart sich ein weiterer Irrwitz des Schullebens: Weder weiß ein Schüler – egal aus welcher Altersstufe – was „schon immer“ denn bedeuten würde, noch wann der erste Mensch aus dem Nebel der Erdgeschichte heraustrat. Die grundlegenden historischen Eckdaten kennen sie schlicht nicht. Offenbar werden sie nirgends im Schulunterricht so vermittelt, dass sie dauerhaft hängen bleiben und in ein großes Ganzes eingeordnet werden können. Dafür muss ich kurz etwas als Geografielehrer einschieben: Die Entdeckung der „Tiefenzeit“ war eine der großen Sternstunden der Wissenschaft. Dabei ging es unter anderem um die Gestaltung der Erdoberfläche. Es standen sich zwei Wissenschaftsschulen feindlich gegenüber: Katastrophisten versus Uniformitaristen. Die Katastrophisten waren überzeugt, dass gewaltige Katastrophen in der Erdgeschichte für die Gestaltung der Erdoberfläche verantwortlich gewesen seien; manche verwiesen dabei auch auf die Sintflut. Von der Sintflut stand ja immerhin etwas in der Bibel. Katastrophen hätten die Erde vollständig und innerhalb kurzer Zeiträume

umgestaltet; zu Anfang war es vielleicht sogar paradiesisch auf der Erde gewesen. „Nein“, waren sich die Uniformitaristen sicher, „für das Werden von Berg und Tal bräuchte es unermessliche geologische Zeiten.“ Und dabei werde die Erdoberfläche durch Wasser, Wind, Eis und Vulkanismus fortwährend umgestaltet; diese Prozesse könne man auch heute noch überall auf der Erde beobachten. Die Uniformitaristen hatten allerdings bis zur Entdeckung der Radioaktivität durch Henri Becquerel im Jahr 1896 und bis zum Verständnis der Kernfusion als Energiequelle der Sterne ein ernsthaftes Problem: Arthur Eddington schlug 1920 vor, dass die Energie der Sterne aus subatomaren Prozessen stammen könnte; der konkrete physikalische Vorgang wurde sogar erst 1938 von Hans Bethe beschrieben.

Die Astronomen kannten bis dahin keinen physikalischen Prozess, der das Leuchten der Sonne überzeugend hätte erklären können. Theologische Erklärungen einer göttlichen Strahlkraft des Aton oder der den Himmel erleuchtenden erhabenen Gottheit Amaterasu schlossen die Wissenschaftler ebenso aus wie alchemistische Vorstellungen eines kosmischen Feuers. Denn darauf ließ sich kein tragfähiges wissenschaftliches Gebäude errichten.

Zwischen den Erfordernissen der Geologie nach gewaltigen Zeiträumen und dem Theoriegebäude der damaligen Physik klaffte also lange eine tiefe Lücke. Schließlich siegten die Uniformitaristen in der Geologie auf der ganzen Linie: Die Sintflut flog als Erklärungsansatz für die Entstehung von Bergen und Tälern aus den Erdwissenschaften raus – nicht jedoch bei heutigen Kreationisten und anderen eingefleischten Bibeltreuen. Mit dem Verständnis der Kernfusion war dann auch das physikalische Problem der gewaltigen geologischen Zeiträume gelöst.

Ich skizziere den Kids dann kurz die Tiefenzeit: Urknall vor etwa 13,8 Milliarden Jahren – Beginn der uns bekannten kosmischen Entwicklung; Entstehung des Sonnensystems vor etwa 4,6 Mrd. Jahren; erste Hinweise auf Leben auf der Erde: vor mindestens 3,5 bis 3,8 Milliarden Jahren; erste komplexe mehrzellige Organismen spätestens im Ediacarium, also vor rund 600 Millionen Jahren; und dann verstärkt im Kambrium vor 541 Millionen Jahren. Untergang der Dinosaurier vor ca. 66 Mio. Jahren und damit einhergehend der Aufstieg der Säugetiere zu den ökologisch dominierenden Wirbeltieren; frühe Homo-sapiens-Formen vor vermutlich 300.000 Jahren. Fun Fact: Die Menschheit stammt nicht von Noah ab. Vielmehr konnte die Genetik zeigen: Alle heute lebenden Menschen lassen sich auf gemeinsame Vorfahren in Afrika zurückführen. Und damit waren unsere Altvordern vermutlich dunkelhäutig.

Das alles ist nun wirklich kein Hexeneinmaleins und wesentlich für das Fundament unseres Weltverständnisses. Richtig witzig ist immer die Religionsfraktion, die auf Adam als ersten Menschen und dem Paradies als Ort erster Kunstversuche tippt. Das wäre dann der 23. Oktober 4004 vor Beginn unserer Zeitrechnung, wie der Erzbischof von Armagh (Irland), James Ussher nach gewissenhafter Literaturforschung herausfand. Auch hier ein Fun Fact: Adam und Eva wurden schon 17 Tage nach der Erschaffung der Welt aus dem Paradies gejagt – nach dieser Rechnung.

Betrachtet man beispielsweise den Kupferstich „Der Sündenfall“ von Albrecht Dürer aus dem Jahr 1504, so könnte man vermuten: Der muss dabei gewesen sein! Sonst hätte er das gar nicht so präzise darstellen können. Allerdings passt das zeitlich nicht richtig und der hat auch ein Rhinoceros in Holz geschnitten (1515), ohne je eins gesehen zu haben. Dem ist also nicht zu trauen.



Nach heutigem Kenntnisstand stammen einige der ältesten bekannten Höhlenkunstwerke von der indonesischen Insel Sulawesi und sind auf über 50.000 Jahre datiert. Dargestellt sind „menschenähnliche Figuren in Interaktion mit einem Schwein“. Nimmt man Handabdrücke als

Ausdruck künstlerischer Tätigkeit dazu, lässt sich der Zeithorizont noch weiter zurückschieben: Einige Handnegative in europäischen Höhlen sind mindestens rund 65.000 Jahre alt.

Eine Menge Farben

Da es sich im vorliegenden Werk um Outtakes handelt, in denen kaum etwas aufeinander aufbaut, können Sie diesen, etwas theoretisch geratenen Teil einfach vorspulen bis zum Kapitel mit der Frage als Überschrift: „Warum“. (Allerdings bleiben Sie dann – Sie kennen das aus der Sesamstraße: Dumm!)

Okay, Farben. Und zur Verknüpfung von vorhandenem und neuem Wissen: Farben sind ein zentraler Bestandteil des Kunstunterrichts. Hier sei nur kurz angerissen, dass Kunst irgendwie auch etwas mit Wissenschaft (richtiger Wissenschaft, also Naturwissenschaft) zu tun hat. Das muss man wissen, wenn man wissen will, warum man ab der Renaissance Kunst wie Künstler feiern wird. Denn die Kunst, die man Malerei nennt, habe ihr Fundament einerseits in der Wissenschaft, andererseits aber auch in Handarbeit, was sie doppelt wertvoll mache, meint Cennino Cennini (* um 1370; † unbekannt). Und der muss es wissen, denn er lebte zur Zeit der Wiedergeburt der Antike in der Kunst.

Kleine Quizfrage zwischendurch: „Wie viele Farben gibt es?“ (Unendlich viele Farben ist falsch, das geht aus materiellen Gründen nicht – alles in dieser Welt ist endlich, manchmal sogar doppelt endlich, wie z. B. die Wurst!) Ich lasse auch die Kids in der fünften Klasse zur Einführung in das Thema „Farben“ raten. Dabei wird fast jede denkbare Zahl ausgerufen, aber natürlich haben die Kids keinerlei Vorstellung davon, und Sie, lieber Leser/In/Div., wahrscheinlich auch nicht. Steigen wir deshalb einmal kurz runter in die Tiefen der Theorie, damit wir alle auf demselben hohen Niveau in das Leben und Werken des Kunstlehrers hineinspringen.

Jede gute Story fängt damit an, dass man die Protagonisten vorstellt. Ich nenne sie hier einmal „Farbtöne“ und „Farbnuancen“. Je nach Versuchsbedingungen lassen sich grob einige hundert Farbtöne unterscheiden, die wiederum durch unterschiedliche Sättigungs- und Helligkeitsgrade (Nuancen) variiert werden können. Wir liegen nicht weit daneben, wenn wir von rund einer Million unterscheidbarer Farbnuancen ausgehen. Wir sollten da nicht zu penibel sein, denn es ist eh komplizierter. Denn Wahrnehmung ist alles, und das macht die Sache spannend! Farbe ist nämlich keine Eigenschaft von Objekten, sondern eine Empfindung, die wir durch einen komplexen Mechanismus des Sehapparats konstruieren. Ja, das ahnte schon der gute alte Demokrit (* ca. 460; † 370 v. Chr.): „Nur scheinbar hat ein Ding eine Farbe, nur scheinbar ist es süß oder bitter; in Wirklichkeit gibt es nur Atome im leeren Raum.“

In der Biologie und in einer anderen Jahrgangsstufe lernen die Kids: Das menschliche Auge besitzt Stäbchenzellen für das Hell-Dunkel-Sehen und drei Typen von Zapfen.

Dabei sind Blau, Grün und Rot die Farbeindrücke, die wir grob mit den unterschiedlichen Empfindlichkeitsbereichen der drei Zapfentypen verbinden können. Weiß ist wie Schwarz und Grau eine „unbunte“ Farbe. Der Farbeindruck „Weiß“ kann entstehen, wenn ein Material Licht so reflektiert oder aussendet, dass alle drei Zapfentypen in der Netzhaut des Auges mit ausreichend hoher Intensität gereizt werden. Mit den heutigen Mitteln können wir den Unterschied zwischen dem weißen Licht aus einer Mischung von blauem und gelbem Licht und einer Mischung von rotem, grünem und blauem Licht messen – aber nicht mit dem Auge unterscheiden. Weiß ohne jeglichen Farbstich gilt als Rein- oder Schneeweiß. Mischen wir eine Prise Ocker, Gelb oder Grün hinzu, erhalten wir Farbnuancen wie Cremeweiß, Milchweiß, Elfenbein oder Champagnerfarben, die in Kunst und Mode eine wichtige Rolle spielen, etwa bei Hochzeitskleidern.

Die Farben Blau, Grün und Rot sehen wir, wenn jeweils einer der drei verschiedenen Farbrezeptoren besonders stark angeregt wird. Unter natürlichen Bedingungen werden mehrere Rezeptortypen gleichzeitig angeregt. Werden mehr als eine Sorte Farbrezeptoren stärker

angeregt – mit der Betonung auf stärker – entstehen in unserem Gehirn Farbwahrnehmungen wie Gelb, Lila, Orange oder Violett. Infrarot und Ultraviolett, die an das sichtbare Spektrum des Lichtes vorne und hinten anschließen, können wir Menschen überhaupt nicht wahrnehmen, einige Tiere aber schon. Klapperschlangen können Infrarotstrahlung – also Wärmestrahlung – wahrnehmen. Sich warm anzuziehen, wenn man so einem Reptil begegnet, ist also eher kontraproduktiv. Einige Fisch-, Vogel-, Reptilien- und Amphibienarten, aber auch Mäuse, Ratten und die gute alte Honigbiene können ultraviolettes Licht wahrnehmen. Ein UV-Durchblick ist nützlich beispielsweise für Vogelarten, wenn sie den Reifezustand von Früchten abschätzen wollen. Denn viele Früchte reflektieren ultraviolettes Licht im reifen Zustand stärker als im unreifen. Es ist ähnlich wie mit den Kirschen, nur mit anderen Farben: Unreif sind Kirschen grün, reif sind sie rot. So viel zur Biologie!

Und jetzt die Verknüpfung zur Physik. Die erklärt man den Kids wahrscheinlich wieder in einer anderen Jahrgangsstufe: Farben sehen wir „für wegen des Lichtes!“ (Gelegentlich setze ich den hessischen Grinsebacken gern einen ruhrpöttischen grammatischen Gaumenkitzler vor – etwa diesen überaus treffsicheren: „für wegen des“!) Werden alle drei Zapfentypen angeregt, entsteht, wie bereits erwähnt, in unserem Gehirn der Farbeindruck Weiß! Kommt kein Photon vorbei (Erklärung folgt!), ist es zappenduster: Uns ist schwarz vor Augen. Natürlich ist es noch etwas komplizierter. Licht besteht aus Photonen, die sich je nach Betrachtungsweise als Welle oder als Teilchen darstellen und gelegentlich auf unsere Farbzapfchen treffen, die sie dadurch anregen. (Diesen Teilchendualismus in der Quantenphysik bekommen wir später noch einmal in einem anderen Zusammenhang!) Blaues Licht entspricht kurzen Wellenlängen, grünes Licht mittleren und rotes Licht langen Wellenlängen. Das sichtbare Spektrum liegt ungefähr zwischen 380 Nanometern (Blauviolett) und 780 Nanometern (Rot). Vor dem sichtbaren Bereich (< 380 nm) liegt das Ultraviolett, hinter ihm (> 780 nm) das Infrarot – praktisch für Vögel bei der Suche nach reifen Früchten (UV) und für die Klapperschlangen (IR) zum Wahrnehmen, wem man denn eine reinklappern könnte.

Kommen wir zur Vernetzung mit der Informatik (und Mathematik): Ein strahlend reines Gelb wird im gängigen RGB-Modell (Rot/Grün/Blau) mit dem Tripel (255/255/0) beschrieben. (Es gibt auch andere Modelle, z. B. das CMYK-Modell, wo das strahlend reine Gelb mit dem Quadrupel (0/0/100/0) codiert wird). Im RGB-Farbraum stehen mit 8 Bit (= ein Byte) pro Farbkanal $2^8 = 256$ Helligkeitsstufen zur Verfügung. Für drei Kanäle ergibt das $256^3 = 16.777.216$ mögliche Farbwerte. Unser Smartphone kann also mehr als 16 Millionen Farbnuancen darstellen, wir können die aber witzigerweise gar nicht alle auseinanderhalten! Da wäre dann mindestens noch die Psychologie (die in Hessen aber keinen Platz im Lehrplan hat): Farben lösen beim Betrachter Gefühle (Rot = Liebe) und Assoziationen (Grün = Natur) aus und können unbewusste Reaktionen hervorrufen (Gelb-Schwarz und fliegend? Das könnte stechen. Gefahr! Mindestens lästig!). Einiges davon liegt sozusagen in unserer Natur: Blau als Farbe des Wassers empfinden wir gemeinhin als „kalt“: Menschen in warmen Ländern verbinden diese Vorstellung eher mit einer Erfrischung, in kalten Ländern verbinden Menschen Blau mit Kälte, Eis und Schnee. Die „warme“ Wirkung von Rot ist geprägt durch die menschliche Urerfahrung mit Feuer und mit Blut, das bei der Jagd, im Krieg, bei Opfern und Unfällen floss. Dementsprechend gibt es zeitliche, individuelle und kulturelle Abwandlungen der Empfindungen bezüglich der wärmenden Wirkung von Rot. Aber die Wirkung ist messbar: Versuchspersonen empfinden in einem roten Raum die Raumtemperatur um 4 °C wärmer als in einen blauen, Puls und Atmungsfrequenz steigen.

Zudem besitzen Farben Symbolcharakter: Schwarz = CDU; Grün = Grüne/Alternative. Darüber hinaus nutzt unser Gehirn Farben, um aus den auf die zweidimensionale Netzhaut treffenden Lichtreizen Informationen über die dritte Dimension zu rekonstruieren: Auf einem „einfarbigen“ Pullover werden beispielsweise dunklere Bereiche als Schatten und nicht als

andere Farbnuancen interpretiert und damit als Information über räumliche Tiefe verarbeitet. Es gäbe noch viel mehr dazu zu erzählen, aber das würde Sie, geliebte Lesende, vermutlich ermüden.

Schnell noch ein paar Fun Facts: Aus der Biologie: Der arme Regenwurm hat nur Lichtsinneszellen für die Hell-Dunkel-Wahrnehmung. Reicht ja auch, wenn man den ganzen Tag in der Erde rumwühlt und das Sonnenlicht so gut wie nie sieht. Des Adlers Auge gleicht einer Teleoptik mit einer tiefen zentralen Sehgrube, die den Blick vergrößert wie ein Fernglas. Darüber hinaus schärfen in des Adlers Auge farbige Ölkügelchen den Blick, und ein vierter Zapfen öffnet ihm ein Fenster ins Ultraviolett. Damit kann der Greifvogel selbst aus mehreren Kilometern Höhe noch seine Beutetiere erspähen. Als Adler, liebe Lesende, wären Sie sehtechisch vermutlich eine Fehlbesetzung – mal ganz davon abgesehen, dass Sie vermutlich nicht einmal fliegen können!

Es ist natürlich alles noch verwirrender: es gibt Menschen mit grünen Augen – allerdings nur sehr wenige, so etwa zwei Prozent der Erdbevölkerung. Der Witz dabei ist: In einer grünen Iris gibt es keinen grünen Farbstoff! Die Farbe entsteht nicht dadurch, dass die Iris tatsächlich grün eingefärbt ist. Der Farbeindruck entsteht vielmehr durch das Zusammenspiel von Pigmenten, Lichtstreuung und der Struktur der Iris. Grüne Augen sind somit ein schönes Beispiel für das Zusammenspiel von Biologie und Physik.

Und nun noch die Verknüpfung mit der Kunst: Die Steinzeitleute benutzen für ihre Felskunst Rot, Schwarz und Erdtöne, weil diese Farben einfach zugänglich sind. Spuren von Blau, hergestellt aus dem blauen Mineral Azurit, finden sich in Deutschland schon vor 13.000 Jahren, allerdings nicht auf Höhlenwänden. Auch später noch gilt Blau in vielen frühen Gesellschaften als etwas Besonderes, als Symbolfarbe für den Himmel und den höheren Sphären. Und deshalb wurde die Mutter Gottes häufig in einen blauen Mantel gehüllt dargestellt.

Neue Farben braucht das Land

Und nun noch ein kleiner Schwenk zurück zur Physik und Biologie – und anschließend wieder zur Kunst: Es gibt einen nagelneuen Farbeindruck namens „Olo“, den (Stand: 10.10.2025) bisher nur fünf Leute gesehen haben. Der Farbeindruck entsteht, wenn Forscher mithilfe von Laserlicht gezielt ausschließlich die M-Zapfen des Auges stimulieren, die vor allem auf grüne Wellenlängen reagieren. Der Witz dabei ist, dass es unter natürlichen Bedingungen kein Licht gibt, das ausschließlich die M-Zapfen aktiviert, denn sobald diese angeregt werden, reagieren normalerweise auch einer oder beide der anderen Zapfentypen mit. Eine Sorte Zäpfchen zu reizen, bekommt man nur ganz ausgeklügelt im Labor hin. Olo soll wie ein sehr starkes Blaugrün aussehen, aber der Sättigungsgrad befände sich jenseits aller Vorstellungskraft, behaupten diejenigen, die diese Farbe gesehen haben. Es sei nur schwer zu begreifen, wie eine Farbe so gesättigt sein könne, dass selbst gewöhnliches Laserlicht im Vergleich dazu blass erscheine. Die Tragweite dieser Entdeckung erscheint mir derzeit noch nicht absehbar: möglicherweise eröffnet sich hier eine neue, mystische Sphäre nie gekannter Sehsinneslust! So viel zu dem oft zitierten Spruch Salomons, es gebe nichts Neues unter der Sonne!

Und auch das noch: Im Juli 2014 stellte Ben Jensen, Gründer und CTO von Surrey NanoSystems, eine Beschichtung vor, die noch schwärzer ist, als die bisherigen Schwarzmaler es sich auch nur vorstellen konnten: das „Vantablack“. Die Kunstwelt fasst es durchaus als Affront auf, als sich der indisch-britische Bildhauer Anish Kapoor die exklusiven Nutzungsrechte für künstlerische Zwecke an diesem schwärzesten Schwarz unter der Sonne und unter den Nägeln unter den Nagel reißt. Insbesondere findet der Künstlerkollege Stuart Semple das echt blöd und also mixte er aus verschiedenen Pigmenten ein Über-Rosa, ein Über-Gelb, ein Über-Blau und ein Über-Grün, die er seitdem sehr erfolgreich über seinen Online-Shop Culturehustle vertreibt, aber nur unter einer Bedingung: Der Käufer muss versichern, dass er

nicht Anish Kapoor sei, dass er keine Beziehung zu Anish Kapoor habe und dass er nicht im Auftrag von Anish Kapoor oder einer seiner Angestellten kaufe. Im Jahr 2019 entwickelte das Massachusetts Institute of Technology (MIT) eine noch schwärzere Farbbeschichtung, die 99,995 Prozent des einfallenden Lichts verschluckt. Dieses Schwarz steht zunächst einmal allen Künstlern zur Verfügung – allerdings ist es vermutlich für prekär lebenden Kunstschaffenden – also für die meisten – vermutlich zu teuer.

Damit wir nicht immer nur schwarz sehen, kürt das Pantone Color Institute „Weiß“ zur Farbe des Jahres 2026. Natürlich nicht irgendein dahergelaufenes Weiß, sondern „Cloud Dancer“. Die technische Bezeichnung ist zunächst wenig lyrisch und besteht faktisch nur aus Zahlen: 11–4201. Aber dem Institut ist natürlich klar, dass man niemandem weismachen kann, 11–4201 sei etwas Extraordinäres – ein Stern, der uns im Jahr 2026 durch eine graue Welt leiten könne. Und so weist das Institut uns darauf hin, hinter 11–4201 verberge sich ein „erhabenes Weiß“! Dieses Weiß sei ein „Symbol des beruhigenden Einflusses innerhalb einer frenetischen Gesellschaft, die den Wert der maßvollen Überlegung und des ruhigen Nachdenkens wiederentdeckt.“ Nun weiß ich nicht, ob ich das richtig verstanden habe, insbesondere das mit der frenetischen Gesellschaft, aber weiß der Teufel – „Cloud Dancer“ klingt echt himmlisch!

Itten und Co.

Farben kann man in eine Reihenfolge bringen. Den Physikern fällt das nicht weiter schwer: die messen einfach die Wellenlängen des Lichtes. Anschließend sortieren sie nach dem Kriterium der Wellenlänge: Beim Blauviolett ist das sehr kurz (um die 380 Nanometer), bei Rot eher lang (um die 780 nm). Die übrigen Farben werden entsprechend dazwischen eingeordnet. Das ergibt einen kontinuierlichen Bereich von Wellenlängen, in dem sich Farbbereiche von Blau über Grün und Gelb bis Rot erkennen lassen. Sir Isaac Newton (*1642; †1726/1643; je nach Kalender), der Gottvater der modernen Physik, unterteilte dieses Spektrum in sieben Stufen, die er als Orange, Gelb, Grün, Blau, Indigo, Violett und Rot angab. Sein Kriterium dabei war neben ästhetischen Erwägungen auch: In der Musiktheorie gibt es sieben Töne in einer Oktave, dann wird das bei Licht wohl auch so sein. Das war angesichts der feinen Farbübergänge innerhalb des Lichtspektrums allerdings eher willkürlich. Dem deutschen Dichterfürst Johann Wolfgang von Goethe (*1749; †1832) galt das Malen als mit dem Auge dichten. Kann man sicherlich so sehen. Aber Newtons Farblehre verletzte für ihn die Reinheit des weißen Lichtes, was nun wirklich nicht geht! Den Rest der Goetheschen Farblehre muss man nicht weiter kennen, es sei denn, man ist auf einer Waldorfschule.

Vom Gottvater der Physik ist es gar nicht so weit bis zum Gott des Alten Testaments und seinem Regenbogen. Bekanntlich hatte er damit seinen Bund mit Noah und all dessen Nachkommen am Himmel illustriert. Das bleibt bis heute relevant: Ja, liebe Lesende, dieser Bund gilt heute noch – und auch für Sie! Denn nach der Sintflut gab es an Menschen nur noch Noah und seine Familie, und folglich stammen Sie von ihnen ab. Alle anderen Menschen, einschließlich schwangerer Frauen und Babys, waren von Gott ersäuft worden, wie auch alle Hundewelpen und Katzenkinder. Trotz alledem: Man kann in der Bibel durchaus Trost finden, wenn man nur danach sucht: Denn mit diesem Bund, den Gott übrigens nicht nur mit Noah, sondern auch mit den vielen verschiedenen Tieren der Arche schließt, verspricht er ausdrücklich, für immer und ewig zu seinem Wort zu stehen: „Nie wieder werde ich eine so große Flut schicken, um die Erde und alles, was auf ihr lebt, zu vernichten.“ Das wäre, glaube ich, sehr beruhigend – allein, mir fehlt der Glaube.

In der Kunstpädagogik hat sich Johannes Itten (*1888; †1967) Farbkreis etabliert. Andreas Schwarz sieht da eher einheitlich rot: Itten's theoretisches Fundament sei längst überholt und im Charakter äußerst spekulativ. Aber lassen wir Andreas Schwarz hier einmal direkt zu Wort kommen: „Itten's Farbenlehre besteht aus vielen Versatzstücken, die im Wesentlichen dem

Stand der Farbwissenschaft vor 200 Jahren entsprechen und in keiner einheitlichen Theorie aufeinander bezogen sind. Viele der Begriffe, wie etwa „Komplementärfarben“, die Itten noch auf die Mischung von Pigmenten bezieht, sowie die Begriffe „Sekundärfarben“ und „Tertiärfarben“ zeugen von einer längst überholten Theorie, die um die vermeintlichen „Grundfarben“ der subtraktiven Mischung Gelb, Rot und Blau kreist.“ Ein Beispiel dafür ist das CMYK-Farbsystem, ein technisches Farbmodell der Druckindustrie, bei dem zu Cyan, Magenta und Yellow zusätzlich Schwarz (Key/Black) eingesetzt wird. Dabei spielen neben technischen Erfordernissen auch wirtschaftliche Überlegungen eine Rolle. Trotz eines deutlich eingeschränkten Farbumfangs reicht dieses Konzept für den überwiegenden Teil aller Druckerzeugnisse wie Prospekte, Bücher, Kalender aus. Mit Grundfarben, aus denen man alle anderen Farben mischen kann – wie es in der Schule gelehrt wird – haben Ittens Primärfarben eher weniger zu tun.

Schulfarben

Von all diesem Gelehrtenstreit ist im Schulalltag wenig zu spüren. Vielmehr finden sich in den mir vertrauten Curricula – hier etwa aus einem Darmstädter Gymnasium für den Kunstunterricht der Jahrgangsstufe 5 – folgende „verbindliche Unterrichtsinhalte/Aufgaben“: Farbiges Gestalten: „Theorie der Farben“, Einführung in die Farblehre nach Johannes Itten, Farbkontraste sowie Abtönen und Aufhellen; in der Praxis: Wassermaltechnik und farbige Malerei. Dazu werden die begleitenden „Kompetenzen“ aufgelistet, zuvorderst: „Sich auf Betrachtungsgegenstände konzentrieren und diese bewusst wahrnehmen!“ Weitere Kompetenzen sind: „Dinge und Situationen aktiv betrachten“, „Eindrücke schildern“, „Gesehenes beschreiben“, „Auswahlentscheidungen zu bildnerischen Aufgabenstellungen treffen“, „eigene Ideen entwickeln“, „Darstellungsmöglichkeiten finden“, „zielorientiert Zeichnen und Malen“ usw. Also, nicht etwa nur kritzeln, sondern versuchen, etwas Sinnvolles hinzukriegen – gut, dass der Lehrplan darauf explizit hinweist!

Was leider nicht im Lehrplan steht, ist, dass eine solche Farbenlehre zu gewissen Widersprüchen führt, wenn man sie nicht tiefer erklärt und Physik sowie Biologie außen vor lässt. Warum wählt Itten die Grundfarben Rot, Gelb und Blau, während unsere Farbwahrnehmung auf drei Typen von Zapfen beruht, die unterschiedlich stark auf kurze, mittlere und lange Wellenlängen reagieren und die wir grob den Farben Blau, Grün und Rot zuordnen können? – Wohlgemerkt: Grün, nicht Gelb! Warum entsteht beim Mischen von Ittens Grundfarben kein tiefes Schwarz? Warum nur kommt „Grau/Braun“ heraus, wenn man aus dem Schulfarbkasten alle drei Primärfarben gleichermaßen zusammenrührt? Und warum benutzt das Smartphone statt Gelb die Farbe Grün, also die Grundfarben Rot, Grün und Blau, erzeugt daraus sämtliche Farbnuancen und liefert bei voller Mischung nicht etwa ein schmutziges Grau, sondern Weiß? Keine Frage: Farben sind nicht nur etwas, womit man rumpinseln kann, sondern auch geheimnisvoll und verwirrend. Aber muss man Kindern deshalb Quatsch beibringen, nur weil die Kunstpädagogik die letzten zweihundert Jahre der Farblehre mehr oder weniger verpennt hat?

Wie verwirrend das alles ist, zeigt insbesondere die Farbe Magenta: Magenta hat keine physikalische Entsprechung im Lichtspektrum, diese Farbe ist schlicht die Abwesenheit von Grün. Wir nehmen da eine Farbe wahr, die im Lichtspektrum gar nicht vorkommt. Der pinke oder purpurne Anilin-Farbtön ähnelt der Blume „Fuchsia“, wurde 1859 in Frankreich entwickelt und unter dem Namen Fuchsia patentiert. Ein Jahr später wurde die Farbe dann zu Ehren einer gewonnenen Schlacht der Franzosen bei dem Ort Magenta in – ja genau: Magenta umbenannt. Angeblich wurde in dieser Schlacht des Sardinischen Kriegs so viel Blut vergossen, dass der Boden diese Farbe annahm. Und nun zum Kuriosum der Sache: Als Ittens Primärfarben gelten heute Gelb, Magenta und Cyan. Magenta ist allerdings eine Mischung aus Rot und Blau!

Schülern und Schülerinnen die Grundfarben Ittens als Gelb, Rot, Blau zu verkaufen, trifft die Sache also nicht ganz. Und das hat durchaus Folgen für die subtraktive Farbmischung. Nach Itten sollte ja aus dem Zusammenmischen aller Grundfarben Schwarz entstehen, oder zumindest etwas Grau/Braunes. Mischt man Gelb mit Magenta, bekommt man also nicht nur sein Orange, sondern mit dem Anteil von Blau im Magenta (= Gelb mit Rot+Blau) auch eine Trübung ins Schwarze. Ein strahlendes Orange jedenfalls bekommt man mit Ittens Farbmischungen nicht gebacken. Für Künstler reichen daher die drei Grundfarben nicht aus.

Und auch das noch: In der additiven Farbmischung mit den Grundfarben Rot, Grün, Blau (RGB-Farbraum) bezeichnet Cyan die Sekundärfarbe, die aus dem additiven Zusammenspiel von Grün und Blau entsteht. Das in der Drucktechnik verwendete Cyan kann auf einem gewöhnlichen Computermonitor in der Regel nicht originalgetreu dargestellt werden. Es kann nur versucht werden, die Erscheinung der Farbe möglichst gut auf dem Bildschirm anzunähern. Je nachdem, ob wir drucken, malen oder im Internet unterwegs sind – die Farben sind nicht immer dieselben. Und Ittens Theorie nicht sonderlich hilfreich für das Verständnis von Farben. Bist du in Rom, verhalte dich wie ein Römer. Das forderten nicht nur vor zweitausend Jahren die Römer von den Zugereisten – das macht man als Lehrer eben auch so: Bist du Kunstlehrer, so verhalte dich wie ein Kunstlehrer. Und also lasse ich die Kids nach einer verwirrenden Ansprache über additive (Smartphone) und subtraktive (Farbpigmente) Farbmischung sowie darüber, dass der Regenbogen mehr als drei Farben hat, weil der liebe Gott das so wollte, als er den Bund mit Noah schloss, den Farbkreis nach Itten nachpinseln – und hoffe, dafür nicht in die Hölle zu kommen. Kurios zumindest für den Kunstunterricht: Subtraktive Farbmischungen sind für die Erklärung des menschlichen Farbsehens eher ungeeignet.

Im Unterricht in der fünften Klasse müssen die SuS bei mir (siehe auch Lehrplan: „farbige Malerei“) mithilfe der Farben Gelb, Ocker, Rot, Deckweiß und: „Vorsicht mit Schwarz!“ aus ihrem Farbkasten Mischfarben herstellen, um eine Höhlenwand zu gestalten. Haben sie das brav erledigt, zeige ich auf dem Smartboard einige Bildbeispiele der steinzeitlichen Höhlenkunst („Dinge und Situationen aktiv betrachten“). Anschließend dürfen sie von der Höhlenmalerei inspirierte Jagdszenen auf ihre Höhlenwand im Zeichenblock pinseln („zielorientiert zeichnen, malen“). Mit der Höhlenmalerei haben sie dann schon die Anfänge der Kunst kennengelernt – über das Maß von Handabdrücken auf frisch geweißten Wänden hinaus. Als Nächstes lasse ich sie vielleicht ein Iglu bei Nacht malen (Blau mit Weiß aufhellen und mit Schwarz abtönen; Lehrplan: „Abtönen/Aufhellen“) – mit Gelb leuchtenden Ritzen zwischen den Schneeblöcken („zielorientiert malen“) –, um ihnen die traditionelle Kultur der Inuit etwas näherzubringen. Schließlich ist die fünfte Klasse in Hessen der Start in das gymnasiale Leben der SuS, da muss man sie auf die große weite Welt vorbereiten. Als Höhepunkt der Farbenmischerei sollen sie dann einen Dschungel mit ganz vielen verschiedenen Grün- und Brauntönen gestalten, und mit bunten Blumen und Papageien in den Bäumen. Erfahrungsgemäß kommen dabei zwar noch keine Million verschiedene Farbtöne und Farbnuancen bei rum, aber dann doch mehr, als der Farbkasten hergibt. Und dabei geht locker ein Vierteljahr ins Land und schon bald locken die Ferien. Der Job ist nicht allzu schwer – und wirklich cool!

Warum?

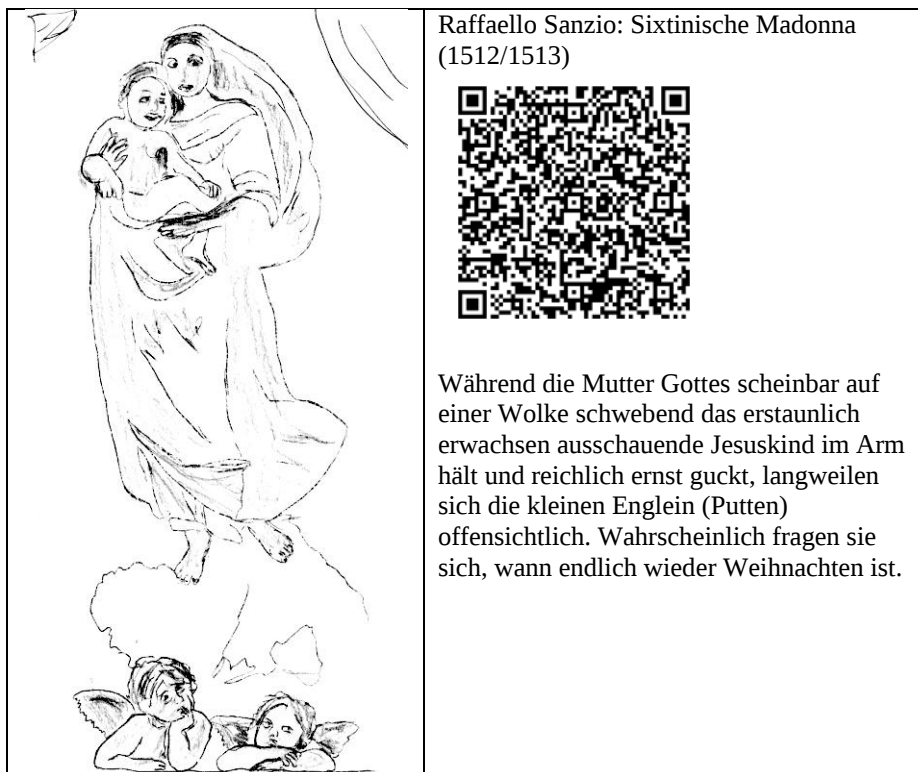
Eine Tatsache des Beamtentums, die ich unwilligen Schülern gelegentlich entgegenschleuderte, lautet: „Ich verdiene mein Geld auch dann, wenn Ihr nicht lernt!“ Wenn es nach den SuS ginge, könnte man sich wahrscheinlich darauf einigen – ich unterrichte gar nicht erst und sie haben Chillzeit. Aber da ist dann doch noch eine Kuriosität: Die SuS müssen – anders als der Lehrer – Klausuren schreiben. Und wenn sie nichts gelernt haben, bekomme nicht ich die schlechte Note, sondern ausschließlich sie. Die SuS allein baden schlechten Unterricht aus. Aber zum Glück

gibt es das Beamtentum und das preußische Pflichtbewusstsein. Und so lege ich großen Wert darauf, dass meine Kids ordentlich etwas lernen.

Wer kennt sie nicht, die zentrale Botschaften der Kindersendung „Sesamstraße“: „Wer, wie, was, weshalb, wieso, warum, wer nicht fragt bleibt dumm! Tatsächlich wird mindestens eines dieser gebräuchlichen Interrogativpronomen häufig dazu verwendet, die Chance auf das Dummbleiben zu eröffnen. „Warum muss ich malen oder zeichnen lernen, warum muss ich wissen, dass Raffaello Sanzio (*1483; †1520) der wohl bekannteste Künstler der Renaissance ist, jedenfalls was der Bekanntheitsgrad eines Werkes von ihm anlangt?“ Meistens antworte ich darauf etwas unwirsch: „Dumm bleiben ist keine Option, die einem Menschen heutzutage noch offen steht! Es sei denn, man hat sehr reiche Eltern! Dann kann man in Amerika sogar Präsident werden. Aber amerikanische Präsidenten müssen in Amerika geboren sein: bist Du das?“ Bisher hat mir diese Frage noch kein Kid bejaht.

Unser Bildungskanon ist inzwischen sicherlich ziemlich angestaubt. Trotzdem sollte man sich in der Schule genügend Wissen aneignen, um sich darüber streiten zu können, wer der bekannteste Künstler der Renaissance war. Andernfalls droht Gesichtsverlust! Wie würde man später auf einer Party dastehen, wenn diskutiert würde, ob Michelangelo Buonarroti, Raffaello Sanzio da Urbino oder gar Leonardo da Vinci (*1452; †1519) die Krone des bekanntesten Künstlers – bezogen auf eines seiner Werke – verdiente?

Leonardos Fresko „Das Letzte Abendmahl“ verfiel bereits zu seinen Lebzeiten. So eine Stümperarbeit zählt negativ. Damit kommt da Vinci trotz der Mona Lisa gar nicht erst in die engere Wahl! Raffael starb bereits mit 37 Jahren. Michelangelo dagegen wurde 88 Jahre alt und hatte dadurch reichlich Gelegenheit, sogar am Petersdom mitzuwirken. Das zählt erst einmal.



Aber dass Raffael das ikonischere Werk geschaffen hat, an das selbst Michelangelo nicht heranreicht, sieht man allein daran: Die Englein, die unten am Bildrand seiner Sixtinischen Madonna rumlungern, werden heute auf jeder Weihnachtsserviette nachgedruckt, ganz zu schweigen von den Kaffeetassen, denen diese Jüngelchen den weihnachtlichen Touch verleihen. Wohlgemerkt: Allein ein Nebenmotiv eines Bildes von Raffael ist bekannter als der ganze Michelangelo! Michelangelos wohl bedeutendstes Werk hingegen, sein David, steht in einer

Ecke der Galleria dell'Accademia herum und wartet auf Besucher. Dorthin kommen allerdings deutlich weniger Besucher, weil viele glauben, sie hätten dieses Meisterwerk bereits auf der Piazza della Signoria gesehen. Da steht aber nur eine Replik. Das ist ungefähr so, als würde man die Mona Lisa nur im Ausstellungskatalog betrachten, statt in den Louvre zu gehen. Ungeachtet der Tatsache, dass Sie, liebe Lesende, vielleicht anderer Meinung sind: Wie peinlich wäre es, wenn Ihnen auf einer Party bei einem Diskurs über Kunst nur filigrane Beinarbeit einfiele: „Ronaldo oder Messi?“

Eilmeldung: Alles Banane Nr. 01

Auf der Art Basel Miami klebt Maurizio Cattelan mit silbernem Panzerband eine Banane in 160 cm Höhe an die Wand und bietet dieses Kunstwerk mit dem Namen „Comedian“ (in einer Edition von drei Mal eine Banane mit Klebeband) für je 120.000 US-Dollar an. Die Käufer erhalten ein Echtheitszertifikat und eine Anleitung zum Aufkleben der Banane an die Wand. Das Kunstwerk findet nicht nur seine Käufer, sondern auch einen Banausen, der die Banane von der Wand nimmt und sie aufisst. Macht nichts, denn auf die Käufer kommen sowieso Folgekosten zu, wie sich noch zeigen wird. Und, liebe Lesende, falls Sie gerade nicht anderes zu tun und eine Banane zur Hand haben, kleben Sie doch auch eben eine an die Wand (160 cm Höhe). Kostet Sie gerade mal eine Banane und ein Stück Klebstreifen, jedenfalls keine 120.000 US-Dollar. Mein Tipp: Kleben Sie eine grüne Banane an die Wand und warten Sie darauf, bis sie reif geworden ist. Der Vorteil liegt auf der Hand: Sie haben eine schöne Deko an der Wand und weisen sich gleichzeitig als Kunstkenner aus. Außerdem haben Sie Ordnung in der Küche und die Banane in ihrem Reifegrad stets im Blick. Wenn Sie ein bisschen auf Ihre Gäste und eventuell vorbeischlendernden Affen aufpassen, isst Ihnen auch keiner das Kunstwerk weg. Und wenn die Banane schön gelb geworden ist: von der Wand nehmen und reinhauen. Sie ahnen es, liebe Lesende – das wäre ein wahrer Kunstgenuss!

Klausur

Jedes halbe Jahr eine Klausur zur Notenfindung. Zum Glück gibt es in Hessen im Fach Kunst die Variante: 60 Prozent künstlerische Arbeit, 40 Prozent Textproduktion. Die SuS schreiben also recht knapp was hin und dann malen, zeichnen oder schnitzen sie etwas. Kunstwerke kann man mit einem Blick benoten. Texte dagegen müssen mühsam gelesen werden, Rechtschreib- und Grammatikfehler markiert werden, ich muss sie ins Verhältnis zur Textlänge setzen und daraus einen Fehlerquotienten errechnen, der gegebenenfalls zu einem Punkteabzug führt. Wohlgemerkt: ein Punkteabzug für etwas, das mit Kunst und meinem Unterricht überhaupt nichts zu tun hat! Außerdem muss der Text selbst noch nach den verschiedensten Kriterien bewertet werden. Auch das macht erstaunlich viel Mühe, weil man die Handschrift einiger SuS kaum lesen kann. Es ist das dritte Semester der Qualifikationsphase, also das erste Halbjahr der 13. Klasse. Da steht Architektur auf dem Programm, beziehungsweise im Curriculum. Natürlich könnte ich das Standardprogramm abfragen, etwa so:

Klausuraufgaben:

- (1) Was, meine lieben Kinderchen, habt ihr über die römische Villa gelernt?
- (2) Wie griff Andrea Palladio (*1508; †1580) diesen römischen Architekturstil in seinem Renaissancebau „Villa Capra“, auch „La Rotonda“ genannt, auf?
- (3) Zeichnet schließlich einen Entwurf für eine Villa mit römischen Stilelementen, wobei ihr moderne Werkstoffe wie Beton und Glas zum Einsatz bringt. Setzt Eure Ideen dazu in eine perspektivische Zeichnung um (1-Fluchtpunkt-Perspektive).

Aber ich habe eine weit bessere Idee: Die Entwicklung eines sakralen Gebäudes für die „United Church of Bacon“. Sie haben von dieser Glaubensgemeinschaft noch nie gehört? Nun, dieses Buch ist eben auch ein Bildungsroman – oder, richtiger gesagt, ein Bildungs-Steam-Essay.

Klausuraufgaben:

- (1) Der vorliegende Text (siehe unten) listet die 9 Gebote der amerikanischen Glaubensgemeinschaft „United Church of Bacon“ auf. Extrahieren Sie mindestens drei wesentliche Begriffe, von denen Sie meinen, dass sie architektonisch umsetzbar wären. Listen Sie diese Aussagen aus dem Text auf. (20 BP*). *Beispiel: Förderung der Wissenschaft und lebenslanges Lernen → Formelement: Schmuckfries aus abwechselnd Schreibfeder und Papier, beschrieben mit der Formel $e = mc^2$ – (Bitte Schwein und Speck höchstens ein Mal thematisieren!)*
- (2) Entwickeln und skizzieren Sie mindestens 3 einzelne Formelemente aus diesen Begriffen. (z. B. Grundformen des Baukörpers, Fensterformen, Säulenformen, Reliefs, Frieze, Schmuckbänder etc.) (20 BP).
- (3) Fassen Sie nun Ihre Entwürfe in einer rohen 2-Fluchtpunkt-perspektivischen Zeichnung (Vorderfront und eine Seitenfront) zusammen. Das Bauwerk soll eine Kirche dieser Glaubensgemeinschaft darstellen. (60 BP).

(* Alle BP = Basispunkte ergeben zusammen 100 Punkte und können dann auf die Notenpunkte 0-15 umgerechnet werden)

Falls Sie, lieber Leser/In/Div., jetzt erst einmal genug vom Lesen und Lust bekommen haben, selbst mal (wieder) so eine Klausur zu schreiben, einfach weil Sie wissen möchten, ob Sie es noch draufhaben, nur zu. Besorgen Sie sich einfach ein oder zwei Blätter Papier ohne Linien, einen Bleistift, Geodreieck und Ratzefummel! Weiter unten finden Sie den Text der Glaubensgemeinschaft für die Analyse. Und bitte denken Sie an die Worte von Allan (Schüler des Colegio Aleman, Mexiko): „Der Tempel, in diesem Fall ist kreativer!“ (Schüler-Originalzitat) Ach ja, falls Sie Ihre Klausur anschließend auch benoten lassen möchten, schicken Sie sie einfach an: „Kunstlehrer, Deutschland.“ Wird schon ankommen. (Bitte frankierten Briefumschlag für die Rücksendung beilegen!)

Ja, der Lesespaß, den Sie sich gerade zumuten, ist fachvokabeltechnisch – es ist bereits angeklungen – ein Steam-Essay! Ein Steam-Essay ist eine Art Dampfplauderei in seiner literaturtheoretischen Findungsphase und erst auf dem Weg zu einer anerkannten Literaturgattung. Seine Vertreter – das bin hauptsächlich ich – zeichnen sich dadurch aus, dass sie munter zwischen Naturwissenschaft, Kunst, Pädagogik und Alltagsbeobachtung pendeln und den Leser gelegentlich sogar zur Mitarbeit verpflichten – insbesondere dann, wenn dem Autor grade nichts Schlaues einfällt oder er eine Kaffeepause braucht!

Zur United Church of Bacon hier lang →	
---	---

Hier nun die Gebote der Church of Bacon (in meiner Übersetzung), der sie, bei Gefallen, auch beitreten können!! Dazu ermutige ich Sie hier ausdrücklich!

<i>The United Church of Bacon</i> <i>1. Seien Sie skeptisch.</i>

Wir sind eine Kirche der Skeptiker und Atheisten. Unsere Religion ist, an Religion zu zweifeln. Wir sind eine non-Prophet Organisation. Lerne lebenslang. Akzeptiere wissenschaftlichen Konsens. Setz dich für die Förderung der Wissenschaft und Vernunft ein.

2. Achtung Grenzen.

Wir nehmen jeden in die Kirche auf, und Sie können einen anderen Gott außer Speck anbeten.

Wir unterstützen jedoch die Trennung von Kirche und Staat. Glaubensbasierte Argumente von einer Gruppe von Menschen stellen keine Grundlage für Entscheidungen der Regierung dar, die alle Menschen betreffen. Religiöse Organisationen, die die Regierung im Sinne ihrer Weltsicht unter Druck setzen, verletzen die Grundrechte von Minderheitsreligionen und nichtreligiösen Menschen in der Welt.

3. Normalisiere Atheisten.

Wir wenden uns gegen die Diskriminierung von Nichtgläubigen. Religiöse Menschen sind nicht besser als der Rest von uns. Skeptikern und Atheisten fehlt kein moralischer Kompass. Wir sind eine wichtige und wachsende Minderheit. Wir verdienen einen ganz normalen, geachteten Platz in Familien, Gemeinden und öffentlichen Diskurs. Es ist nicht genug, Diskriminierung nur wahrzunehmen. Wir müssen aufstehen und dagegen arbeiten, wenn sie passiert.

4. Normalisiere Religion.

Wir wenden uns gegen Sonderrechte in Gesetzen für religiöse Organisationen. Es gibt nichts bei Menschen des Glaubens und ihren Gruppen, das besser wäre als in säkularen Non-Profit-Organisationen.

5. Have Fun.

Wir haben Spaß. Wir verspotten alle Überzeugungen, auch unsere eigenen. Speck existiert nachweislich, im Gegensatz zu Gott, aber einige Skeptiker stellen selbst diese "Theorie" in Frage.

6. Seien Sie gut.

Im Gegensatz zu einigen Religionen verheddern wir uns nicht in nicht beweisbaren übernatürlichen Interpretationen des „Gutseins“, die manipuliert oder falsch interpretiert werden und alles rechtfertigen können. Sei einfach freundlich zu anderen Menschen und respektiere ihre Grenzen. Baconists lieben Menschen aller Rassen, Hintergründe, sexueller Orientierung, Geschlechter und Überzeugungen. Der göttliche Duft von Speck kommt über alle Menschen (mit Ausnahme derjenigen, die keinen Geruchssinn haben, mit denen fühlen wir tiefes Mitleid)

7. Seien Sie großzügig.

Wie manche Religionen lehren, sollten Sie Ihren Nächsten lieben. Deshalb geben wir eine Liste empfohlener Wohltätigkeitsorganisationen heraus.

8. Preise den Speck!

Speck ist unser Gott, aber das ist nur ein Kosename. Wir glauben nicht, dass Speck wirklich spirituell ist, aber ihn zu riechen ist sicherlich eine göttliche Erfahrung. Wir mögen auch Donuts, because they are Holey. Am Anfang stand der Urknall, der Zeit und Raum schuf. Möglicherweise entwickelten sich heilige Schweine und Gott Speck wurde. Lobet den Speck! Wenn Sie kein Schweinefleisch mögen, können Sie veganen Speck oder Truthahnspeck loben. Oder einfach nur den Geruch lieben. Speck ist nicht eifersüchtig. Sie können andere Götter oder gar keine Götter neben dem Speck haben. Wir sind anders als die, die das Fliegen-Spaghetti-Monster anbeten, denn wir bevorzugen unsere Nudeln oben auf unserem Speck, während die ihren Speck oben auf ihren Nudeln haben. Aber das ist cool. Auch hier nehmen wir alle, die den Geruch von Speck lieben und – Speck ist real. Das große Geheimnis des Specks ist, ob es männlich oder weiblich ist. Der Speck-Prophet und Gründer John Whiteside hat genau beim Braten des Specks zugehört, aber es ist ihm nicht gelungen, sein Geschlecht aus dem Klang des Brutzelns herauszuhören. Er fand heraus, dass je mehr er die Hitze aufdrehte, desto aggressiver brutzelte der Speck. Wir müssen nicht alle Geheimnisse des Specks verstehen, um den Geruch von Speck zu lieben.

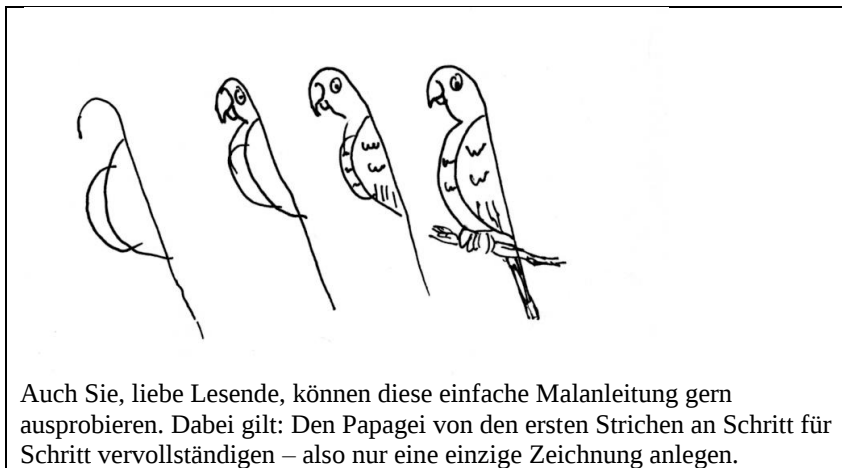
9. Protestiere gegen Sonderbehandlungen in der Gesetzgebung

Indem wir rechtliche Privilegien im Namen eines Speck-Gottes fordern, zeigt die Vereinigte Kirche vom Speck, dass jede Kirche seltsame Überzeugungen hat und dass das keine Grundlage für die Gesetzgebung sein kann. Religiöse Menschen sind nicht besser als nichtreligiöse Menschen, und religiöse Organisationen verdienen keine besonderen rechtlichen Privilegien gegenüber weltlichen Non-Profit-Organisationen. Religionen erhalten viele unfaire Privilegien, unter anderem müssen sie nicht berichten, wie Spenden ausgegeben werden. Eine Berichtspflicht würde Missbrauch einschränken. Die United Church of Bacon berichtet über ihre Ausgaben und zielt darauf ab, einen größeren Teil ihrer Einnahmen für gute Zwecke zu geben, als es jede andere Kirche in den Vereinigten Staaten tut. Wir müssen Religionen von ihren Sockeln stoßen und sie so behandeln wie jede andere Non-Profit-Organisation.

Meine Standardansprache **vor** jeder Klausur lautet: „Eine Klausur ist keine Gruppenarbeit.“ Das sage ich, damit ich nicht die ganze Zeit darauf achten muss, ob die Kids auch selbstständig und jeder für sich arbeiten. Und wenn gegen Ende der Klausur die Frage gestellt wird: „Sollen wir die Wörter zählen?“, pflege ich zu antworten: „Schätzen reicht mir.“ An dieser Stelle frage ich mich nämlich immer: „Wie blöd kann ein Lehrer sein?“ Würde ich mich als Schüler, wenn ich wüsste, dass ich zu viele Fehler gemacht habe, nicht einfach mal um eine größere Anzahl fiktiver Wörter verzählen, um meinen Fehlerquotienten zu drücken? Nicht-richtig-zählen-Können ist schließlich kein Täuschungsversuch, sondern gelegentlich sogar angeboren, Fachterminus: Dyskalkulie. Und selbst wenn es tatsächlich ein Versuch der Notenoptimierung mittels unredlicher Datenerhebung wäre – müsste ich nicht sowieso aus Gründen der Rechtssicherheit jedes Wort selbst durchzählen? Und habe ich als Lehrer nicht was Besseres zu tun, als Wörter zu zählen? Ja, habe ich. Und daher übersehe ich auch konsequent Rechtschreibfehler. Natürlich nicht alle, es soll ja nicht als absichtliche Arbeitsverweigerung auffallen. Und dann, denke ich, reicht eine grobe Schätzung der Wortzahl für einen ebenso grob geschätzten Fehlerquotienten. Ob Sie es glauben oder nicht: meine SuS haben diese Art der Fehlerbehandlung durchaus zu schätzen gewusst. Sicherheitshalber habe ich immer betont: Wenn ihr beim Direktor petzt, ist es damit vorbei. Dann gibt es eben Noten mit Punktabzug wegen der vielen Rechtschreibfehler! Und so musste ich nie Punkte abziehen und tatsächlich nie bei einem Direktor/In/Div. vorstellig werden und auch nie nachzählen.

Enttarnung

Es ist Notenkonferenz – ein Ritual, das alle halbe Jahre ansteht und sich zwei bis drei Tage vom Mittag bis in den Abend hineinzieht – die Ausnahme von der Regel also, dass Lehrer vormittags recht und nachmittags frei haben. Es unterminiert insbesondere auch das sonst problemlose Ausleben der Work-Life-Balance der im Schulkontext arbeitenden Erdbewohner mit Menstruationshintergrund. Die Lösung ist: Kolleginnen verlegt die Nachmittagsbetreuung des Nachwuchses ins Allerheiligste des Schulgebäudekomplexes – ins Lehrerzimmer. Nun sieht das Ritual vor, dass die Klassen nach einer selten zu durchschauenden Reihenfolge durchgehechelt werden, wobei immer die jeweils in der betreffenden Klasse unterrichtenden Lehrer anzutreten haben. Wenn keine Mitwirkung an der gerade aktuellen Klassenkonferenz erforderlich ist, haben die Kolleg/Innen/Div. Zeit, im Lehrerzimmer über die gerade in den Konferenzen befindlichen Kolleg/Innen/Div. anerkennende Worte über deren pädagogische Qualitäten zu finden. Und dazwischen springt dann ein Vorschulkind herum und stört doch ein bisschen. Die Mutter schlägt vor: Die Mutter schlägt vor: Der Kunstlehrer könnte dem Kind ja mal was Schönes malen. Also male ich dem Kind – ich hatte das gerade erst in einer Vertretungsstunde als pädagogisches Angebot für eine mir unbekannte Klasse eingesetzt – einen Papagei in vier einfachen Schritten. Ich habe vor, dem Kind beizubringen, wie man dieses Tier zeichnet.



Doch kaum habe ich den Vogel zu Papier gebracht, entreißt mir das Kind die Zeichnung, hopst durch den Raum und intoniert mit dem Timbre der Entrüstung: „Das ist gar kein Papagei. Der (Kunstlehrer) kann ja gar nicht malen!“ Ein paar flüchtig grinsende Kolleg/Innen/Div. versuchen, sich nichts anmerken zu lassen, aber insgesamt habe ich Glück. Man glaubt dem Kind nicht, zweifelt an dem kindlichen Kunstverständnis. Die Option, „Kindermund tut Wahrheit kund“, wird verworfen und alsbald stehen wieder interessantere Themen zur Diskussion. Ich tupfe mir ein bisschen den Schweiß von der Stirn und kaschiere es als Naseputzen. Außerdem mache ich mir klar: „Ich bin unfeuerbar!“ Zumindest wirft man einen Beamten nicht wegen Unfähigkeit raus.. Und am außerdemsten: „Muss denn ein Künstler heutzutage noch Papageien malen können? In vier einfachen Schritten? Nach Vorlage?“

Eilmeldung: Alles Banane – tatsächlich!

Ich sitze mit einem Sundowner auf meinem Balkon. Sundowner ist aus dem Englischen und kann laut Google mit „Sonnensenker“ übersetzt werden. Ein Bayer würde eher „Dämmerschoppen“ dolmetschen, aber der hätte auch keine KI-Unterstützung. Wie auch immer, ich habe mir ein leckeres alkoholisches Getränk zurechtgeschüttelt, das ich zum Sonnenuntergang genieße. Und dann ist die Sonne unten und unter der aufgehenden Venus hängt – es ist kurz nach Neumond – die Mondsichel: krumm und gelb wie eine Banane.



Ah, denke ich – wieder mal alles geklaut! Daher also, Maurizio Cattelan! Klar, wenn man keinen Balkon hat oder die Traumzeit in die eigenen kahlen vier Wände bringen will: Was läge näher, als eine Banane an die Wand zu kleben? Das Tape stört zwar die Romantik eine Spur weit, aber ansonsten ist die Illusion perfekt: Zunehmende Mondsichel am Himmel. Ich bin inspiriert! Ich mag Sonnenaufgänge. Könnte man nicht eine Pampelmuse an die Wand bringen – eine mit einem leichten Stich ins Orange – als Illusion der aufgehenden Morgenröte?

Ich lege gleich mal los, kauf im Supermarkt eine passende Frucht und im Baumarkt Klebeband. Eine freie Wand habe ich auch. Ich klebe die Pampelmuse mit dem Panzertape (silber) an die weiße Wand, will mich in meinen Sessel setzen, um das Kunstwerk zu genießen – und platsch! –, da fällt die blöde Zitrusfrucht runter und sieht jetzt derangiert aus. Ich pelle sie und verziehe beim Verzehr ein wenig den Mund ob der Bitterkeit der Frucht und des künstlerischen Fehlschlages. Aber vielleicht sollte ich nicht so schnell aufgeben – war es das falsche Tape? War die Kleberichtung falsch? Würde Schrauben gehen oder Nageln? Ich google nach, was ein Stand auf der Art Basel kosten würde: rund 25.000 Euro. Aber immerhin inklusive des Aufbaus durch das sehr professionell arbeitende Messeteam und einer Hotelübernachtung. Ich denke kurz darüber nach, ob das Messeteam die Befestigung der Pampelmuse mit inkludieren würde und verwerfe dann die Idee – für 25.000 Euro fallen mir bessere Sachen ein als eine Woche auf einem Messestand aufzupassen, immer mit der Angst im Nacken, es könne in einem unbewachten Augenblick ein neidischer Kunstkollege vorbeischlendern und die Pampelmuse verdrücken.

Lehrproben

Man könnte sagen, Lehrproben sind das Salz in der Suppe des Lehrerdaseins – eine recht versalzene Suppe, die man hin und wieder auslöffeln muss. Lehrproben sind eine Art Prüfung, ob man als Lehrer auch die richtigen pädagogischen Kniffe beherrscht. Lehrproben macht man alleweil während des Referendariats, damit man am Ende endgültig weiß, dass man mit dem Lehrerberuf definitiv die falsche Lebensentscheidung getroffen hat. Ich jedenfalls hatte nach meinem Referendariat bis auf weiteres die Schnauze gestrichen voll von Schule und bin lieber Polarforscher geworden. Und da bin ich kein Einzelfall – zumindest nicht in Bezug auf das Lehramt.

Nach dem Referendariat meint man naiverweise, so, das war es jetzt mit Lehrproben. Ist aber weit gefehlt: Eine Lehrprobe macht man, wenn man verbeamtet werden möchte. Eine Lehrprobe macht man auch, wenn man befördert werden möchte – und zwar jedes Mal, wenn man sich beworben hat, selbst wenn daraus nichts wird. Eine Lehrprobe macht man außerdem, wenn man in den Auslandsschuldienst will, und dann vor Ort, damit das Auslandsschulamt auch was zur Personalakte beisteuern kann. Witzigerweise musste ich zu meiner Pensionierung keine mehr machen – Wäre doch der Brüller: man darf erst aus dem Schuldienst ausscheiden, wenn man erfolgreich eine Lehrprobe zum Thema Sozialstaat und Generationenvertrag abliefern. Würde meiner Ansicht nach den Lehrermangel etwas abmildern nach dem Motto: „Lieber sterben als noch eine Lehrprobe!“

Eines schönen Tages – nur so kann man diese Episode anfangen – setzt sich im Lehrerzimmer meine Direktorin zu mir und fragt recht beiläufig: Möchten Sie nicht wieder mal eine Lehrprobe machen? „Klar“, habe ich geantwortet. „Irgendwelche Vorgaben oder freies Thema zu freiem Fach? Eher für meine Anwartschaft auf den Himmel, also zu Gottes Gefallen, oder einfach nur, weil Sie meinen, ich würde mich andernfalls langweilen?“ Sie erklärt mir, dass es bei dieser Lehrprobe gar nicht um mich gehe, sondern darum, zu bewerten, wie Kandidaten für eine Fachbereichsleitung meine Lehrprobe benoten würden, es gehe sozusagen um die Benotung der Benotung. Und dafür benötige sie einen Dummen, der sich die Arbeit macht – für umme. Offensichtlich war ich ihr als Dummer aufgefallen. Das mit dem Dummen hat sie natürlich nur gedacht – und ich auch nur.

Nun habe ich eine Theorie zu Lehrproben, die aus einem benachbarten Wissensgebiet der Pädagogik stammt: der Quantenmechanik. Eine Lehrprobe ist geradezu ein quantenmechanisches Lehrstück. Das mag nur den verwundern, der nicht berücksichtigt, dass unsere gesamte Welt auf der Quantenmechanik aufbaut. Dann ist es nicht weiter verwunderlich, wenn wir Spuren dieser seltsamen, im Kleinsten verborgenen Welt in unserem täglichen grobschlächtigen Leben wiederfinden.

Hier muss ich für die in der Physik weniger bewanderten Lesenden (das sind natürlich nicht Sie! Sie wissen ja um den berühmten Doppelspaltversuch und können demzufolge eine Zigarette rauchen gehen, oder, wenn Sie nicht rauchen, jemandem dabei zusehen, wie er eine Zigarette raucht und dann weiter unten wieder einsteigen.) kurz zwei Sätze aus der Physik einflechten. Es geht um den berühmten Doppelspaltversuch: Licht besteht aus sogenannten Lichtquanten oder Photonen. Ein Strahl davon wird durch zwei eng nebeneinander liegende Spalten auf einen Schirm geworfen. Was wir auf diesem Schirm sehen werden, ist ein sogenanntes Interferenzmuster. Es besteht aus abwechselnd hellen und dunklen Streifen, die nach außen immer schwächer werden. Die Photonen scheinen sich als Welle durch beide Spalten gleichzeitig hindurch zu zwängen. Wie zwei Steine, die man ins Wasser wirft, breiten sich hinter den zwei Spalten Wellenberge und -täler aus. Wo sie zusammentreffen, verstärken sich die Wellenberge (helle Bereiche auf dem Schirm). Dort, wo ein Wellenberg auf ein Wellental trifft, löschen sich diese Teile der Wellen gegenseitig aus – es entstehen dunkle Streifen auf dem Schirm. Die Folgerung daraus ist: Licht hat einen Wellencharakter. Nun möchte man gern

wissen, was genau an den Spalten passiert. Wir stellen also einen Detektor auf, der registriert, wenn das Photon – mit Lichtgeschwindigkeit – vorbeisaust. Und nun wird es spooky: Licht dringt jetzt nicht mehr in Form von Wellen durch die Spalten, sondern es erscheint so, als habe jedes Photon als Teilchen einen der beiden Spalte passiert. Hinter den Spalten sehen wir jetzt auf dem Schirm nur noch zwei helle Streifen, aufgebaut aus einzelnen Lichtpunkten. Die Folgerung aus diesem Experiment: Licht verhält sich jetzt wie eine Ansammlung von Teilchen und eben nicht wie Wellen! Und das muss man zusammenkriegen:

Je nachdem, ob man hinschaut oder eben nicht, dringt das Licht als Welle oder als Teilchen durch die Spalten. Es ist in Wirklichkeit noch droller und verwirrender, aber die Physiker sind sich in dieser Hinsicht sicher: der Messvorgang verändert das Ergebnis, und zwar dramatisch.



Und was bitte, werden Sie sich fragen, hat dieses Physikzeug mit einer Lehrprobe zu tun? Na ja, der Proband ist sozusagen das Licht (wenn auch nicht immer das Hellste), das man untersuchen möchte. Der Proband wird sich – ganz wie in der Quantenmechanik – während der beobachteten Lehrprobe komplett anders verhalten als im normalen unbeobachteten Unterricht.

Diese Erkenntnis aus der Quantenmechanik den anwesenden Prüfern unterzuschieben, erkor ich zum ersten Lernziel meiner Lehrprobe: „Leute, das, was ich euch heute hier zeige, hat nix mit meinem normalen Unterricht zu tun! Und auch die SuS werden sich anders benehmen – so als sei ihre Pubertät schon komplett vorbei! Nur musste ich das irgendwie unter dem Deckmantel der Kunst verbergen. Dafür würde ich ein Bild vom Doppelspaltversuch unter andere Kunstbilder mischen, ohne dass es sofort ersichtlich wird: Da ist ja ein Bild aus der Physik dazwischengerutscht! Das ist bei der modernen Kunst aber gar nicht schwer!

Eine seit einiger Zeit in den Bildungsdörfern der Republik lebende Sau, die hin und her durch die Straßen gescheucht wird, ist der binnendifferenzierte Unterricht. Soll heißen: Schlaue Kinder bekommen anspruchsvollere Aufgaben als die eher nicht so Schlauen. So bekommt jeder Schüler artgerecht differenziert sein Lernfutter hingestreut. Zum Glück ist das Problem des binnendifferenzierten Unterrichts – in Mathematik – ganz einfach zu lösen: Man gibt genau so viele Aufgaben, wie die Besten lösen können, die anderen bearbeiten dann halt nicht alle Aufgaben. Es differenziert sich alles wie von Geisterhand. Im Kunstunterricht ist es noch einfacher: Alle bekommen dieselben Aufgaben und anschließend binnendifferenzierte Noten auf ihre Werke – gute Leute, gute Noten; nicht so gute eben nicht so gute. Und genau genommen ist mir die Sache mit dem binnendifferenzierten Unterricht eh nie ganz klar geworden. An solchen Stellen freue ich mich immer, dass ich unkündbar bin. Beamte müssen dem Staat nur treu dienen, aber nicht unbedingt schlau, fleißig oder gut in ihrem Job sein. Oder alles verstehen, was man von ihnen verlangt. Beamter sein reicht einfach!

Hier aber tanzt der Korken etwas anders auf dem Wasser: Ich würde meinen ganz normalen Kunstkurs der Einführungsphase (11. Klasse) an seinen Tischen sitzen haben und etwa zwölf ganz wichtige Damen und Herren hinten auf Stühlen. Das sind zwei disjunkte, wie der Mathematiker es auch formulieren würde, also schnittmengenfreie Kohorten, mit sehr unterschiedlichen Erwartungen an den Unterricht. Die einen wollen was für das Leben lernen, die anderen wollen eigentlich nur etwas finden, worüber sie meckern können. Und diesen zwölf Aposteln hinten auf den Stühlen wollte ich klarmachen, was die Quantenmechanik und eine Lehrprobe gemeinsam haben – Lehrproben zeigen Unterricht, der nur unter Beobachtung existiert.

Eine weitere Vorüberlegung war: die Beförderungskandidaten sollten etwas haben, woran sie sich abarbeiten können – und da dachte ich mir, dann bringe ich den Schülern zur Abwechslung nicht etwa etwas bei, sondern etwas weg! Ich würde die SuS verunsichern, statt ihr Wissen zu festigen. Ich würde ihnen klarmachen, dass sie keine Ahnung haben, was Kunst eigentlich ist, und sie damit meinem eigenen Wissensstand ein Stück näherbringen. Zusammengefasst war mein Plan also, eine überaus kunstvolle Unterrichtsstunde zu zelebrieren – mit differenziertem Unterricht und verwirrenden Lernzielen. Dazu noch eine Prise Skandal.

Zur Entwurfsplanung

„Ich suche nicht, ich finde“, soll Pablo Ruiz Picasso gesagt haben. In dieser Hinsicht fühle ich mich wie ein echter Künstler. Das Jahr der Chemie liegt schon eine Weile zurück, damals las ich auf Litfaßsäulen plakatiert: „Chemie ist Kunst.“ Der erste Baustein meiner Lehrprobe lag daher schon irgendwo rum! Chemiker wissen also, was Kunst ist! Und damit wissen sie mehr, als die Künstler selbst, wie Marcel Duchamp (*1887; †1968) mit seinen Readymades gezeigt hatte – aber davon mal ein andermal. Für meine Lehrprobe erinnere ich mich an einen Zeitungsartikel: „Prostitution ist keine Kunst!“ Daraus lässt sich folgern: Juristen wissen auch, was Kunst ist – bzw. sind sich sicher, was keine Kunst ist! Und damit wäre auch schon mein Einfallstor für die Verwirnis gefunden. Hier könnte ich Revision einlegen: vielleicht ist Prostitution oder wenigstens Pornografie ja doch Kunst! Wissen die Juristen gar nicht so genau, was Kunst ist? Und irren sie sich vielleicht sogar, was die Kunst der sexuellen Befriedigung angeht? Wenn aber selbst Juristen zweifeln würden: Würde das nicht bedeuten, dass ein großer Teil der Weltbevölkerung keine wirkliche Ahnung davon hat, was ein Kunstwerk ist? Jedenfalls – im schönsten Juristendeutsch:

„Kunstfreiheit erstreckt sich auch auf ungewohnte, provokative Formen, die – möglicherweise – mit anderen Rechtsgütern in Konflikt kommen.“

So würde ich das in meiner Probestunde natürlich nicht erklären. Aber die Kunst bietet zu diesem Thema einige exzellente Beispiele, ganz ohne juristisches Kauderwelsch. Und das fängt schon bei der Wortbedeutung und führt uns nach Pompeji: Bekanntlich ist „Pornografie“ aus dem Altgriechischen abgeleitet und zusammengesetzt aus pórnē („Hure“) und gráphein („schreiben, malen, zeichnen“). Na bitte, da steckt ja schon Kunst im Wort! Der Begriff Pornografie im heutigen Sinne wird 1830 von Karl Otfried Müller geprägt, als er eine Bezeichnung für einige als äußerst obszön empfundene Fresken und Mosaik suchte, die bei den Ausgrabungen in Pompeji entdeckt wurden. Diese Fresken erkennen wir heute zweifelsfrei als Kunst an. Also spricht doch nichts dagegen, ein bisschen Pornografie in den Unterricht zu bringen und einen klitzekleinen Skandal loszutreten.

Stundenverlauf

Alle haben Platz gefunden, die Show kann beginnen. Zur Stärkung der Selbstreflexionsfähigkeit teile ich einen Diagnosebogen zwecks Anamnese aus. Auch Sie, liebe Lesende, dürfen mitmachen. (Ein Steam-Essay kann ja auch Mitmachbuch sein!) Zunächst beantworten Sie bitte (ehrlich!) diese Frage, meine Schüler taten es auch:

Ich weiß, was Kunst ist. (Kreuzen Sie an!)

nein	eher nicht	so halb/halb	eher ja	ja
☐	☐	☐	☐	☐

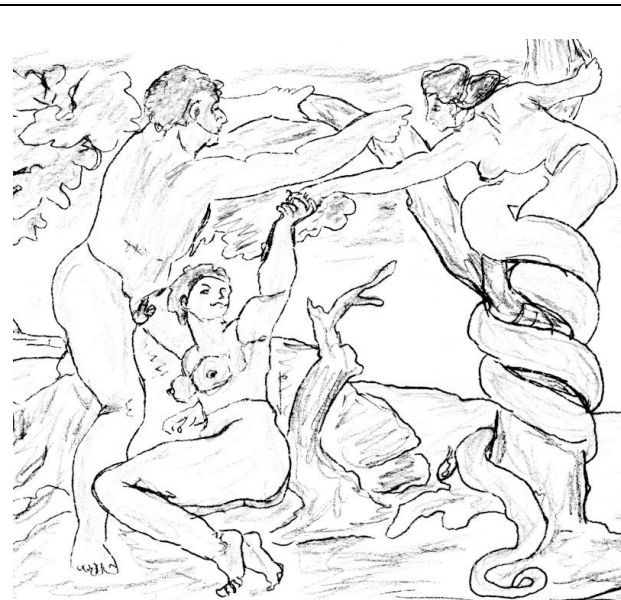
(Falls Sie das Buch später vielleicht verleihen wollen, bitte mit Bleistift ankreuzen und vor dem Verleihen wieder ausradieren. Schließlich möchte auch ein nächster Leser in den vollen Genuss dieses Steam-Essay-Mitmachbuch kommen!)

Damit später ein deutlicher Kontrast entsteht, beginne ich mit einem Ausschnitt des Deckenfreskos aus der Cappella Sistina: „Der Sündenfall“ von Michelangelo Buonarroti. Der Arbeitsauftrag hierzu lautet (auch an Sie, liebe Lesende):

2: Bitte begründen Sie in einem Satz, warum Ihrer Meinung nach die Arbeit von Michelangelo Buonarroti (Der Sündenfall, 1505-1512, Sixtinische Kapelle) als großes Kunstwerk betrachtet wird.

(Auch hier gilt: Mitmachen, dabei sein! Also Bleistift gespitzt und loslegen!)

Platz für Ihre Antwort:



Michelangelo Buonarroti: Der Sündenfall, 1505–1512

Die Schlange überreicht Eva einen Apfel und hält sie damit von sicherlich spannenderen Sachen ab. Überdies ist das Pflücken und Essen von Äpfeln im Paradies verboten, während spannende Sachen durchaus erlaubt zu sein scheinen.

(Wird in der Lehrprobe nicht thematisiert!)



Die „Versuchung“ hat Michelangelo wirklich geil hinbekommen – da sitzt Eva vor dem stehenden Adam, und eigentlich stört die Schlange nur! Es hätte wirklich himmlisch für Adam ausgehen können, wäre da nicht die Schlange mit ihrem biodynamisch-veganen Apfel und hätte Gott sich etwas anderes als das Verbot „Äpfel zu essen“ ausgedacht. – Fun Fact: Von einem Apfel oder Apfelbaum steht gar nichts im Alten Testament, aber eine „Erkenntnis von Gut und Böse“ lässt sich halt schlechter malen als einen Apfel! Davon abgesehen ist es ein wirklich liebreizender Anblick, zumal wenn so ein Fresko in einer römisch-katholischen Kapelle an der Decke angebracht ist: man erhebt den Blick gen Himmel und denkt irgendwie an das Kamasutra. Von all dem erzähle ich natürlich nichts. Ich lasse nur das Bild wirken. Damit ist der Rahmen um meine kunstgehaltvolle Unterrichtsstunde schon einmal gezimmert – man könnte sagen: geframed. Jetzt hole ich, harmlos beginnend, zum Gegenschlag gegen die Überzeugung der Kids aus, sie wüssten, was sie im Kunstunterricht vorgesetzt bekommen. Ich gebe in dieser Phase des Unterrichts einen sogenannten Lehrervortrag. Ein Lehrervortrag, also vorne stehen und den SuS etwas erzählen, gilt als pädagogische Todsünde – das darf man unter keinen Umständen in einer Lehrprobe machen. – Sie erinnern sich an den Doppelspaltversuch?

– Jeder Lehrer macht das in jeder Stunde (Lichtwelle), aber bei einer Lehrprobe eben auf gar keinen Fall (Lichtteilchen)!

Ein Lehrervortrag ist in der Orthodoxie der Pädagogik nichts weiter als didaktischer Analphabetismus. Hexenbesenreitendes Teufelszeug. Denn seit Sokrates weiß der Humanist – und es geht ja um die humanistische Bildung in unseren Bildungsanstalten –, wie es wirklich geht: Das Zauberwort heißt „Mäeutik“, also „Hebammenkunst“. Der Lehrer gibt nicht sein Wissen preis, sondern verhilft den SuS zu Erkenntnis, indem er sie durch geeignete Fragen dazu veranlasst, den Sachverhalt selbst zu entdecken. Und seit Sokrates hat die Pädagogik halt nichts Wesentliches mehr dazugelernt und beharrt in Lehrproben auf diesem Prinzip. Aber da ich den Leuten, die mich beurteilen sollen, etwas an die Hand geben möchte, worüber sie meckern können, mache ich halt mal das, was ich im Unterricht immer mache: Ich erzähle dem Publikum ein bisschen was.

Powerpointfolie 	Mein Kommentar: Chemiker wissen, was Kunst ist!
Powerpointfolie: Gerichtsurteil (2015): Prostitution ist keine Kunst. Die Klägerin hatte argumentiert: 1. als Kultur- und Erotikbegleiterin arbeite sie mit ihrem Körper ebenso wie etwa eine Tänzerin. 2. Sie schlüpfe in Rollen wie eine Schauspielerin. 3. Sie löse beim Betrachter Effekte aus, wie es auch Kunstwerke täten. 4.	Mein Kommentar: Anscheinend wissen auch Juristen, was Kunst ist; zumindest glauben sie zu wissen, was keine Kunst ist. Allerdings kann gegen dieses Urteil Berufung beim Obergerverwaltungsgericht eingelegt werden. Dann lasst uns mal sehen, ob das Urteil gekippt werden könnte!
Powerpointfolie:  Gustave Courbet: L'Origine du monde, --- Der Ursprung der Welt (1866)	 Ich verweise auf den dritten Punkt, den die Klägerin anführt: „Sie löst beim Betrachter Effekte aus, wie es auch Kunstwerke tun.“ (im Unterricht zensiert; hier nicht)

*An dieser Stelle unterbreche ich den Stundenverlauf kurz, um Ihre Neugier auf Courbets Bild zu befriedigen. Courbet (*1819; †1877) malt das Bild 1866 als Auftragsarbeit für einen türkischen Diplomaten und Kunstsammler. Während dieser Kunstsammler andere Aktbilder aus seiner Sammlung im Salon auch Besuchern zeigt, hält er das Bild „Der Ursprung der Welt“ diplomatisch vor Gästen verborgen. Zu sehen ist eine Nahansicht der behaarten Scham eines liegenden Mädchens mit gespreizten Schenkeln. Die beinahe fotorealistische Darstellung (im

Fachvokabular des Kunstunterrichts: naturalistische Darstellung) des unverhüllten weiblichen Geschlechts steht im Zentrum des Bildes.

Dieses Bild könnte auch heute problemlos als pornografische Darstellung gebrandmarkt und auf jeden Index der Prüderie gesetzt werden. Um im Unterricht nicht gleich in Handschellen als Verführer Minderjähriger abgeführt zu werden, habe ich das Bild den Schülerinnen und Schülern natürlich leicht zensiert gezeigt. Aber, so denke ich: Die Kunst ist frei und damit auch der Kunstunterricht. Und Gustave Courbet ist als einer der bedeutendsten Künstler des Realismus über alle Kritik erhaben. Und ganz gewiss stützt dieses Werk den dritten Punkt der Klägerin, wonach Prostitution „beim Betrachter Effekte auslöse, wie es auch Kunstwerke täten“.

Powerpointfolie (von mir nur vorgelesen): "Das Nackte ist keusch", behaupten die alten Herren, die unter der Bezeichnung "künstlerische Akte" obszöne Fotos sammeln. (Simone de Beauvoir (*1908; †1986)	Powerpointfolie: (von mir nur vorgelesen): Charles-Pierre Baudelaire (*1821; †1867): „Was ist Kunst? Prostitution.“
Powerpointfolie (von mir vorgelesen): Für seine Werkserie „Made in Heaven“ arbeitet Jeff Koons (*1955) um 1990 mit der Pornodarstellerin Cicciolina (Ilona Staller) zusammen. Es entstehen Fotoarbeiten, die explizite Sexszenen zeigen und als Kunst vermarktet werden. Nach den ersten veröffentlichten Aktfotos trainiert Jeff vermehrt in Fitnessstudios und gilt bald als „Gym-Dandy“. (kein Bildbeispiel von mir im Unterricht gezeigt)	Nach einer Kunstpause lese ich weiter: Am 12. November 2013 versteigert das Auktionshaus Christie's Koons' Kunstwerk „Balloon Dog (Orange)“ für 58,4 Millionen US-Dollar. Damit gilt Koons einige Zeit lang als der teuerste lebende Künstler der Welt. 
Powerpointfolie (von mir nur vorgelesen): Die Künstlerin Andrea Fraser (*1965) über ihr Video „Untitled“: „In meinem Video „Untitled“ (2003) bin ich beim Sex mit einem Kunstsammler in einem Hotelzimmer zu sehen. Aber natürlich bringt eigentlich jedes Kunstwerk, das käuflich ist, Geld und Sex zusammen.“ (Im Unterricht kein Bildbeispiel gezeigt)	

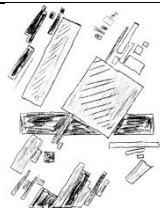
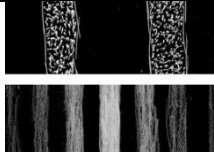
Auch hier unterbreche ich für Sie, liebe Lesende, mal kurz die Vorführstunde für eine vertiefte Erklärung: Andrea Fraser (*1965) ist eine US-amerikanische Künstlerin, die sich mit Performance und Installation kritisch mit Themen wie Kulturtransfer, Sponsoring und die Bedeutung der Medien bei der Berichterstattung über Kunstevents auseinandersetzt. Untitled (2003) ist eine einstündige Videoperformance, die eine sexuelle Begegnung zwischen der Künstlerin und einem anonymen Kunstsammler zeigt. Die Begegnung fand im gegenseitigen Einverständnis statt. Für seine Teilnahme zahlte der private Sammler \$20.000 an die Künstlerin. Das daraus entstandene Video wird in Ausstellungen gezeigt und kann über Frasers Galerie durch Sammler erworben werden. Teil des künstlerischen Konzepts ist es, dass die erworbene Videoarbeit mit zahlreichen Auflagen belegt ist: sie darf nur in Absprache mit der Künstlerin

öffentlich gezeigt werden, es dürfen keine Screenshots angefertigt und veröffentlicht werden, jede Art von öffentlicher Äußerung des Besitzers über das Video muss mit der Künstlerin abgestimmt werden.

Aber zurück zur Lehrprobenstunde: Ich leite verbal über zur nächsten Phase: „Juristen kennen sich offensichtlich doch nicht so gut mit Kunst aus – jedenfalls ist ihr Urteil bezüglich der Prostitution und der Kunst nicht wirklich nachvollziehbar: Wenn Frau Fraser für 20.000 US-Dollar mit einem Mann schläft, ist das sicherlich eine Art Prostitution und gleichzeitig auch hohe Kunst: einem Mann für einmaligen Sex 20.000 US-Dollar aus der Tasche zu ziehen, wo der doch jederzeit und überall sein Vergnügen für einen Bruchteil des Geldes bekommen könnte. Wir können damit sagen: Was Kunst ist, ist nicht allgemein und überall bekannt oder zumindest juristisch nicht unumstritten! Wenn aber selbst Juristen sich nicht sicher sein können, was Kunst ist, könnt ihr euch dann sicher sein, zu wissen, was denn Kunst ist?

Kommen wir also, liebe Kinderchen, zu eurem eigenen Kunstverständnis. Dafür zeige ich Euch zunächst ein paar Bilder. Bildet dann bitte Gruppen zu viert. Jede Gruppe bekommt eines dieser Werke zur Bearbeitung: Ihr schlüpft bitte in die Rolle des Kunstschaffenden und überlegt euch, warum ihr diese Arbeit angefertigt habt, welche künstlerische Idee sich hinter eurem Kunstwerk versteckt. Dafür habt ihr 10 Minuten. Ihr wählt einen Gruppensprecher, der eure Ideen zum Kunstwerk vor der Klasse vorträgt. Während der Vorträge machen wir eine Kunstauktion: Nachdem ein Gruppensprecher für sein Kunstwerk geworben hat, können alle einen Geldbetrag auf das Kunstwerk setzen, um es zu ersteigern. Ihr habt als Kunstsammler insgesamt eine Million US-Dollar zur Verfügung und könnt alles auf ein Bild setzen, oder euer Geld auf verschiedene Lose der Auktion verteilen.

Die Gruppenphase und der Vortrag dienen natürlich nur der Ablenkung und haben keinen weiteren sittlichen Nährwert. Ganz nebenbei demonstriere ich damit, dass ich als Lehrer verschiedene Methoden der Wissensvermittlung beherrsche und einsetze (Gruppenunterricht; Schülervortrag). Mir ist nur wichtig, dass sich die Kids mit je einem der Kunstwerke etwas vertrauter machen. Jedenfalls – Sie erraten es sicherlich – auch Sie sind hier angehalten, mit Bleistift einzutragen, wie viel Sie für das jeweilige Bild zahlen würden. (Die Auflösung, wie teuer die Bilder – im Jahr 2014 – tatsächlich waren, folgt später im Buch. ☺.)

		
Gebot:	Gebot:	Gebot:
		
Gebot:	Gebot:	Gebot:

Die Gruppen tagen daraufhin, bestimmen einen Gruppensprecher und besprechen sich. Dann treten die Sprecher einer nach dem anderen nach vorn und sagen schlaue Dinge zu ihrem Kunstwerk. Ich weise dabei noch einmal darauf hin, dass die SuS im Publikum auf die Kunstwerke bieten sollen, um sich eine Kunstsammlung zuzulegen.

Der Aha-Effekt würde sich einstellen, wenn ich ihnen verrate, wie viel Geld die einzelnen Kunstwerke auf dem Kunstmarkt (2014 oder früher) tatsächlich erzielt haben. Und so wird es dann auch kommen. Ziel erreicht. Die Kids sind verwirrt und fragen sich: Wie zum Teufel kann es sein, dass auf ein Werk des US-amerikanischen Malers, Fotografen und Objektkünstlers Edwin Parker Twombly Jr., genannt Cy Twombly (*1928; †2011), 62 Millionen US-Dollar geboten wurden? Donald Clarence Judd (*1928; †1994), selbst US-amerikanischer Maler, Bildhauer und Architekt, der sich, bevor er von seiner Kunst leben konnte, einen Ruf als Kunstkritiker erarbeitet hatte, urteilte 1964 nach einem Besuch in der Leo Castelli Gallery in New York über Twomblys Malerei: „Es gibt ein paar Kleckse und ein paar Spritzer und hier und dort einen Bleistiftstrich.“ Eine spekulative Erklärung, warum Twombly mit seiner „Kunst“ so einen Erfolg hat, mag darin liegen, dass er mit Tatiana Franchetti in ein Adelsgeschlecht einheiratete. Das ist sicherlich nicht hinderlich dafür, als Künstler von Kunstconnoisseuren wahrgenommen und geschätzt zu werden. Aber das ist natürlich nur ein rufschädigender Verdacht und nichts, was man Schulkindern beibringt.

Es ist natürlich etwas gemein von mir, mit einem Werk des Schimpansen Congo (*1954; †1964), der auch „Cézanne der Affenwelt“ genannt wurde, die anderen Werke sozusagen als vorkulturell zu framen. Zu Lebzeiten von Congo verglich man dessen Technik aber durchaus mit dem Action Painting eines Jackson Pollock oder mit dem Tachismus der 1940er Jahre. Es sei dahingestellt, ob das intuitive Rumdripen mit Farbe auf einer auf dem Boden liegenden Leinwand (Pollock) etwas völlig anderes ist als die Pinselbewegungen eines Primaten, der nicht einmal der Gattung Homo angehört. Desmond John Morris (*1928), ein britischer Zoologe, Verhaltensforscher, Publizist und Künstler, schreibt dazu: „Wenn ein zeitgenössischer Künstler ein Bild malt, hat er dafür kaum wesentlichere Gründe als ein Schimpanse.“ Festzuhalten ist allerdings auch: Die Werke Congos haben einen geringeren Marktwert als Bilder von Pollock. Fun Fact: Der Schriftsteller und Kritiker Roland Dorgelès schuf 1910 ein Bild mit dem Namen „Sonnenuntergang über der Adria“ und reichte es im „Salon des Indépendants“ unter anderem Namen ein.

Auf dem Bild ist zunächst eine Meeransicht im Sonnenuntergang in grobem Farbauftrag zu sehen. Dann band Dorgelès einen Pinsel an den Schwanz des Esels namens Lolo und stellte ihn rücklings vor die Leinwand. Auf diese Weise pinselte Lolo mit wirren Farbstrichen über die Meeresansicht, was bewies, dass jeder Esel Kunst kann. Das Gemälde ging für 400 Franken über den Tisch und ist heute Teil einer Kunstsammlung.	Sonnenuntergang über der Adria, gemalt mit aktiver Beihilfe eines Esels. 
---	---

Zurück zur Lehrprobe. Spektakulär ist, dass einer der Schüler tatsächlich den Doppelspaltversuch kennt und ihn coram publico erklärt. Der Wink mit dem Zaunpfahl bleibt den hohen Damen und Herren (Diverse waren, glaube ich, nicht dabei) allerdings verborgen: Die Anspielung auf die quantenmechanische Welt der Unbestimmtheit sollte verdeutlichen, dass eine Vorführstunde mit normalem Kunstunterricht ungefähr so viel zu tun hat wie Schrödingers mit Schmidts Katze. Schade. Und natürlich gebe ich auch bekannt, was die gezeigten Bilder für einen Marktwert (2014 oder früher) hatten.

Die verbliebenen letzten drei Minuten habe ich dann nicht mehr gefüllt, weil ich mich fälschlich am Ende wähnte. Dabei hatte ich geplant, dass die SuS zum Ende der Stunde unten auf ihrem Arbeitsblatt dieselbe Frage beantworten sollten wie zu Anfang. Aber mein Adrenalinspiegel war mutmaßlich zu hoch – diese Lehrprobe verlangte mir neben dem perfekten Timing auch eine

sehr konzentrierte Moderation ab. Hier im Buch gilt diese Ausrede natürlich nicht: Hier muss ich darauf bestehen, dass Sie ein Mitmachbuch erworben haben – übrigens trotz der Warnhinweise! Also, bitte noch einmal ankreuzen und dann mit dem ersten Versuch vergleichen. Wenn Sie die Klausur geschrieben haben und sowieso wollen, dass ich Sie benote, bitte auch das Ergebnis der beiden Befragungen mitschicken (an: Kunstlehrer, Deutschland.) Bin gespannt, ob ich auch Sie verunsichern konnte!

Ich weiß, was Kunst ist: (kreuzen Sie an:)

nein	eher nicht	so ungefähr	eher ja	ja
☐	☐	☐	☐	☐

(Wie schon angemerkt: Bitte mit Bleistift ankreuzen und vor dem Verleihen wieder ausradieren!)

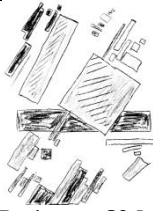
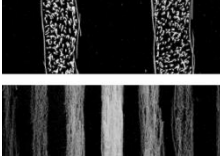
Ich hatte nach der Stunde eine halbe Stunde Zeit und wurde dann von den zwei Kandidaten für die Fachleiterstelle zur Stunde befragt. Es hätte so schön sein können: „Ist so viel Sex und Pornografie angemessen in einem Gymnasium?“: „Was war das für ein blödes Lernziel, die SuS zu verwirren?“; „Wollten Sie wirklich die Arbeiten Twomblys mit einem Affengepinsel vergleichen?“; „Was bitte sollte der Doppelspaltversuch in ihrer Gemäldegalerie?“ Natürlich kam nichts dergleichen. Meine Stunde war offenbar das pädagogische Äquivalent jener Perlen, die man vor leckere Säugetiere mit Ringelschwänzchen wirft. Immerhin muss ich mir nicht vorwerfen, ich hätte nicht das Meine beigesteuert, um eine intelligente Auseinandersetzung mit einer Schulstunde zu ermöglichen. Wie ich später über einige Ecken hörte, hatte ich immerhin im Schulamt auf mich aufmerksam gemacht. – Den Gerüchten nach allerdings nicht in der Art, mich als den nächsten Präsidenten der Vereinigten Staaten vorzuschlagen. Aber – immerhin: ich hatte meinen Spaß! Und überdies bin ich nicht in den USA geboren.

Barnett Newman „Black Fire“ (1961)

Hier nun die Originale in derselben Reihenfolge:

 Barnett Newman „Black Fire“ (1961)	 Jackson Pollock: „No. 5“, (1948)	 Kazimir Malevich: „Suprematist Composition“ (1916)
 Cy Twombly: „Untitled“ (1970)	 Congo, der Cézanne der Affenwelt	 Doppelspaltversuch

Und hier die Auflösung, wie viel Sammler für diese Kunstwerke (2014 oder früher) ausgaben:

		
Preis: 75 Mio. \$	Preis: 140 Mio. \$	Preis: ca. 60 Mio. \$
		
Preis: 62 Mio. \$	Preis: 7.150 €	Preis: gemeinfrei

Grundsätzliches

Habe nun, ach! Philosophie,
 Juristerei und Medizin,
 Und leider auch Theologie
 Durchaus studiert, mit heißem Bemühn.
 Da steh ich nun, ich armer Tor!
 Und bin so klug als wie zuvor;
 [...]
 Bilde mir nicht ein, ich könnte was lehren,
 Die Menschen zu bessern und zu bekehren.
 [...]
 Drum hab' ich mich der Magie ergeben,
 [...]
 Dass ich erkenne, was die Welt
 Im Innersten zusammenhält,

Ja, das kennen Sie! So lamentiert Dr. Heinrich Faust (*unbekannt; ebenso das Todesjahr), um dann mit Mephistopheles (∞) einen Pakt einzugehen. Er tut dies nicht etwa, um ein besserer Lehrer zu werden, sondern um eine junge unschuldige Frau zu vernaschen – mit dem bekannten katastrophalen Ausgang. Vielleicht sind Sie überrascht, dass ausgerechnet ein Kunstlehrer dieses Teufelszeug anführt. Aber ich denke, wir können es nicht auf Dauer den Deutschlehrern überlassen. Mal abgesehen davon: Kaum fordert Kant: „Habe Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen!“, kommt Goethe um die Ecke, erklärt die Wissenschaft für Banane und uns stattdessen das Hexeneinmaleins. Nun wäre alles halb so wild, wenn daraus am Ende folgen würde: Hätte er halt mal Physik studiert! Dann wüsste er, was die Welt im Innersten zusammenhält: Gravitation sowie elektromagnetische, starke und schwache Wechselwirkung. Das wusste Goethe so natürlich noch nicht, aber heute wissen wir Bescheid. Und haben meiner Ansicht nach die Pflicht als Lehrer, den Kids etwas Besseres als magisches Denken beizubringen. Zum Beispiel die Antwort auf die Frage: was ist schön? Aber das erst gleich, vorher:

Noch Grundsätzlicheres

Vielleicht findet der geneigte Lesende die Auswahl der Bilder, die der Kunstlehrer bisher vorgestellt hat und im Weiteren vorstellen wird, gelegentlich etwas zu sexistisch. Dazu muss sich der alte weiße Kunstlehrer erklären, bevor es um „Schönheit in der Kunst“ gehen wird:

Bekanntermaßen gliedert man in den Kunstakademien ab dem 17. Jahrhundert in Frankreich die Bildgattungen in Historienbild, Porträt, Genrebild, Landschaft und Stillleben – in ihrer Bedeutung in dieser Reihenfolge. Das Historienbild nimmt den höchsten Rang ein. Die Idee dahinter ist, dass Kunst moralisch und intellektuell wertvoll zu sein hat. Also stünden Tugend wie Tapferkeit und Heldentum, oder auch Ereignissen aus der Bibel über Themen aus den Niederungen des Alltags, der Natur, oder Themen mit still rumliegenden Objekten. Geht man heute durch Schlösser, hängen dort in Unzahl Schlachtengemälde, auf denen adelige Helden Schlachten schlagen, adelige Helden in Posen der Macht porträtiert sind oder fröhliche Jagdausflüge stattfinden. Was sollen diese Bilder dem Betrachter heute noch zeigen, der zufällig nicht mit goldenem Löffel im Mund sein Geburtsrecht auf Schöner Wohnen reinkarniert hat? Vom erlegten Eber kannste nur träumen, denn das Jagdrecht liegt seit Jahr und Tag beim Adel, heute auch schon mal beim Geldadel! Und schau, diese Leute haben nicht nur Jagdrecht und Geld, sondern protzen mit ihrer Tugend der Tapferkeit und dem Reichtum, den ihnen Gott wegen ihres gottgefälligen Lebenswandels zugemessen hat. Um es mit Woyzeck zuzuspitzen: „Und, sehen Sie! „Wir gemeinen Leut, das hat keine Tugend, es kommt einem nur so die Natur, aber wenn ich ein Herr wär und hätt ein Hut und eine Uhr und eine anglaise und könnt vornehm reden, ich wollt schon tugendhaft sein. Es muss was Schönes sein um die Tugend – aber ich bin ein armer Kerl.“

Anders, weniger literarisch ausgedrückt: Könige, Herzöge und sonstige Hochwohlgeborene brechen Kriege vom Zaun, um ihren Machthunger zu befrieden und werden noch posthum als Tugendbolde und Helden in Historiengemälden gefeiert? Finde ich als Bildungsziel inakzeptabel. Man schaue sich nur mal das Gemälde „Napoleon Bonaparte beim Überschreiten der Alpen am Großen Sankt Bernhard“ des französischen Historienmalers Jacques-Louis David (*1748; †1825) an. Napoleon hat in Frankreich nicht nur das Rad der Herrschaft von den Ansätzen einer Demokratie zurück auf Kaiser gestellt. Sein persönlicher Tross für den Russlandfeldzug bestand aus 18 Versorgungswagen, einem Garderobewagen, zwei Butlern, drei Köchen, sechs Dienern und acht Pferdeknechten – so lässt es sich in den Krieg ziehen! Im Gegensatz dazu gab es für die gewöhnlichen Soldaten keine Zelte. Die mussten im russischen Winter bei Minusgraden unter freiem Himmel biwakieren. Von den 650.000 Soldaten, die er in den Russlandfeldzug treibt, werden nicht besonders viele in ihre Heimat zurückkehren – viele von ihnen werden Opfer von Kälte und Hunger, weil die Versorgung fehlgeplant ist. Fun Fact: Napoleon war sogar zu blöd, einen Beipackzettel zu lesen. Man hatte ihn mit einer Giftkapsel versorgt, die er im April 1814, nach seiner Abdankung, einnahm, um sich umzubringen. Dummerweise war das Gift schon abgelaufen und er bekam nur Magengrimmen. Trotzdem gilt Napoleon in Frankreich bis heute vor allem als großer Feldherr und nicht etwa als Massenmörder und wird dementsprechend gefeiert. Hitler fand den Mann super und versuchte sich gleich auch mal an einem Russlandfeldzug – mit demselben desaströsen „Erfolg“. Wahrscheinlich möchte auch Putin als großer Feldherr in die Geschichte eingehen: An der Entstehung solcher Heldenmythen aber sind nicht zuletzt glorifizierende Gemälde beteiligt.



Jacques-Louis David: „Napoleon Bonaparte beim Überschreiten der Alpen am Großen Sankt Bernhard“ (1800)
Die Wirklichkeit sah weniger heroisch aus: Als Napoleon zu seinem Russlandfeldzug aufbrach, scheute sein Pferd vor einem Hasen (siehe Bild) – und der „ruhmreiche Feldherr“ landete im Matsch.

Zum Glück ist die moderne Kunst weiter: So ist der 1988 entstandene und elf Werke umfassende Bilderzyklus „Zeige mir einen Helden und ich zeige dir eine Tragödie“ im FLATZ-Museum in Dornbirn in voller Länge ausgestellt – oder gehört zumindest zum Grundstock der Museumssammlung. Der Titel lässt auf eine Dekonstruierung des Heldenmythos hoffen. Dass der Künstler Wolfgang Flatz (*1952) seinem Museum auch noch eine 1996 entstandene FLATZ-Bar gespendet hat, erscheint darüber hinaus als Ausstattungsmerkmal für Museen geradezu wegweisend, um den Bildungsbürger noch enger an die Kultur heranzuführen.

Elementares

Ähnliches – nur in kleinerem Maßstab – gilt für Ähnliche: Blaublütigen in Porträts zu huldigen, ist selten gerechtfertigt und mir als Demokrat zutiefst zuwider. In diesem Sinne sind mir Darstellungen des unbekleideten menschlichen Körpers weit tugendhafter, auch wenn Vertreterinnen des Third-Wave-Feminismus die Darstellung nackter junger Frauen für eine Teufelei wider die weibliche Selbstbestimmung brandmarken. Wie meinte doch schon Simone de Beauvoir? „Das Nackte ist keusch, dabei ist es doch obszön.“ Das hält der alte weiße Kunstlehrer für fragwürdig. Ich bin in der 68-Revolution sozialisiert worden! Die sexuelle Revolution galt damals als Teildisziplin im Klassenkampf gegen den kleinbürgerlichen Mief des Altnazi-Milieus. Nacktheit war geil – das ist sie bis heute geblieben. Aber sie war vor allem notwendiger Teil des Kulturkampfes! Es ist natürlich noch viel, viel kurioser: Die gesamte Steinzeit durch, so uns aus dieser Zeit Kunstwerke bekannt sind, finden wir Figurinen, die üppige, nackte, weibliche Formen zeigen. Ähnliche ikonische Figurinen mit männlichen Merkmalen fehlen. In der europäischen paläolithischen Kunst (40.000 bis 11.000 Jahre vor heute) gibt es 702 Ganzkörperdarstellungen von Menschen, von denen lediglich 74 als eindeutig männlich identifiziert werden können. Ein größerer Teil der Darstellungen kann als weiblich angesehen werden. Im feministischen Lager bejubeln einige Aktivistinnen diese Anhäufung nackter Weiblichkeit sogar: Es sei ein Zeichen für die Wertschätzung, die den Frauen in der Steinzeit entgegengebracht wurde. Ganz allein stehe ich mit meinem Kunstgeschmack also nicht, ich bin nur in der falschen Kulturzeit hineingeboren. In der europäischen Kunst seit der Renaissance dürfte dann ebenfalls der weibliche Akt deutlich überrepräsentiert sein, was nicht weiter wundert: Die Kunstschaffenden waren in aller Regel Männer. Hier gibt es dann aus der feministischen Richtung weniger bis keinen Jubel mehr ob der Wertschätzung, die dem weiblichen Körper entgegengebracht wird.

Gucken wir auch einmal auf den heutigen Kunstmarkt. Unter den zehn teuersten Gemälden, die Wikipedia August 2026 auflistet, finden sich sechs Werke mit Frauen als zentralem Bildmotiv – darunter drei weibliche Akte. Neben den Aktdarstellungen zeigt ein Bild von Picasso nackte Frauen kubistisch verfremdet. Das Porträt Andy Warhols zeigt eine Ikone der Sinnlichkeit: Marilyn Monroe. Die Hälfte der zehn teuersten Gemälde hat damit einen deutlichen Bezug zur Darstellung von Weiblichkeit.

Schließlich kann man das Thema auch noch aus der Biologie heraus beleuchten. Das ergibt meiner Ansicht nach den meisten Sinn. Zusammengefasst: Kurzum: Solche Darstellungen eröffnen lebhaft Diskussionen über Ästhetik, Kulturgeschichte und Biologie. Mehr kann man von gutem Kunstunterricht eigentlich kaum verlangen.

Hier die Liste der Werke (Stand August 2026)

Maler	Werk	[Mio. US \$]
Leonardo da Vinci (*1452; †1519)	Salvator Mundi	450
Gustav Klimt (*1862; †1918)	Bildnis Elisabeth Lederer	236
Andy Warhol	Shot Sage Blue Marilyn	195

(*1928; †1987)		
Jackson Pollock (*1912; †1956)	Number 7A, 1948	181
Pablo Picasso (*1881; †1973)	Les femmes d'Alger (Version O)	179
Amedeo Modigliani: (*1884; †1920):	Nu Couché	170
Roy Lichtenstein (*1923; †1997)	Masterpiece	165
Amedeo Modigliani: (*1884; †1920):	Nu Couché (sur le côté gauche)	157
Georges Seurat (*1859; †1891):	Les Poseuses, Ensemble (Petite version)	149
Francis Bacon (*1909; †1992)	Three Studies of Lucian Freud	142

Schönheit in der Kunst

Die Oberstufe am Gymnasium beginnt heutzutage in Hessen mit der sogenannten Einführungsphase und ist nach dem Wechsel von G8 zu G9 wieder die 11. Klassenstufe. Für den Kunstunterricht ist es der Beginn der ernsthafteren Auseinandersetzung mit der Kunstgeschichte. Mein absolutes Lieblingsthema dabei ist „Schönheit in der Kunst“. Irgendwann stand das Thema für die elfte Klasse im Lehrplan, und ab da habe ich erst gar nicht mehr in den Lehrplan für die Elf reingeschaut. Falls sich da doch was geändert hätte, wollte ich das gar nicht wissen – dafür ist dieses Thema einfach zu schön!

Für Sie, liebe Lesende, hier ein kurzer philosophischer Zuschlag zum Thema, den ich im Unterricht tunlichst vermeide – mich dazu aber bemüht fühlte: Denn bekanntlich gilt: „Wer wie die Götter bereits weise ist oder den Wert der Weisheit nicht erkannt hat, philosophiert nicht.“ Im Umkehrschluss heißt das wohl: Als Nichtgott aber im Wissen um den Wert der Weisheit: philosophiere, oh Kunstlehrer!

Ich handele das kurz mit Platon ab: Der verwendet den Begriff des Schönen nicht nur, wie im Kunstunterricht, im Hinblick auf ästhetisch ansprechende Formen und Farben. Platon sieht auch im menschlichen Charakter und Verhalten, im Erfreulichen, Bewundernswerten und Entzückenden Schönheit aufscheinen. Darüber hinaus weitet er den Begriff auch aus auf Staat und Gesellschaft und auf rein geistige Objekte philosophischen Bemühens. Für physikalische Theorien gilt das sicherlich, Einstein zum Beispiel glaubte an das Schöne in der physikalischen Wahrheit. Und seit Trump an der Macht in den USA ist, wissen wir auch, wie unschön Staatskunst sein kann.

Meine persönliche Philosophie zum Thema „Schönheit“ stammt aber – etwas abgewandelt – von Theodosius Dobzhansky (*1900; †1975): Nichts in der Kunst ergibt einen Sinn außer im Licht der Evolution. Dobzhansky meinte zwar: „Nichts in der Biologie ...“, aber wie Künstler das so machen: Sie adaptieren aus fremden Disziplinen und unterwerfen es einer künstlerischen Befragung. Doch jetzt zurück in die Schule.

Mein Unterricht beginnt mit der einfachen Frage: „Was ist eigentlich Schönheit?“ Schönheit läge im Auge des Betrachters, versuchen die Kids dann mit Halbbildung zu punkten – und genau da beginnt dieser Faustsche Tragödie: Natürlich finden einige Menschen Tellerlippen schön oder Nasenringe, Knochen in der Nasenscheidewand, Metallspiralen zur Halsverlängerung, Irokesenhaarschnitte, Schlaghosen und Plateauabsätze, extrem tiefhängende Hosen, damit man die Unterhose sieht. In China wurden Mädchenfüße eingebunden, um die Füße möglichst klein zu halten – eine überaus schmerzhaft Praxis, die über Jahrhunderte zum Schönheitsideal von Frauen zählte. Insbesondere in den USA findet man einen operativ vergrößerten weiblichen Busen schön, der aussieht wie zwei zum Platzen aufgeblasene Luftballons. Da mag oberflächlich betrachtet schon was daran sein mit dem Auge und dem Betrachter. Und in der Kunst scheint es ähnlich zu sein: nicht jeder findet jedes Kunstwerk schön oder auch nur gelungen! Aber statt wie Goethe in Faust einen teuflischen Gaukler zu beschwören, um Helligkeit in dieses Dunkelfeld zu bringen, kann man sich der Kunst auch etwas rationaler nähern, mit dem guten alten Motto griechischer Philosophen: „Gnóthi sautón“. Falls Ihr Altgriechisch etwas angestaubt ist, hier die Übersetzung: „Erkenne dich selbst!“ Nun, liebe Lesende, stehen Sie bitte kurz auf und schauen Sie in den Spiegel! Und – was sehen Sie? Einen Vertreter aus der Familie der Hominiden – zu dieser Familie zählen die Biologen heute auch die Schimpansen, Gorillas und Orang-Utans. Zu Ihren evolutionären Verwandten gehören die Australopithecinen und Homo habilis; die Neandertaler waren sogar eine Schwestergruppe des Homo sapiens – und ein wenig von ihnen steckt noch heute in vielen von uns. Zu Ihrer weiteren Verwandtschaft als Primat gehören die Trockennasenprimaten, manchmal auch Haarnasenaffen genannt. Daher diese lästigen Haare in der Nase, die meine Liebste immer

entfernt haben will, von denen jeder Mensch im Durchschnitt ungefähr 120 pro Nasenloch hat, wie eine wissenschaftliche Studie ergab – für die es 2023 den Ig-Nobel-Preis gab!

Wir sind der altgriechischen Vorstellung entwachsen, dass zur Anthropogenese auch eine vorgeschaltete Theogenie gehört, also erst ein paar Götter erschaffen werden müssen, ehe es mit dem Menschen losgeht. So formt in einigen Überlieferungen der griechischen Mythologie Prometheus den Menschen aus Erde (Schlamm), und die Göttin Athena hauchte seiner Schöpfung dann Leben ein. Gott Jehova kriegte das alles allein hin – das Formen und Hauchen. Klar, in der Bibel gibt es ja auch nur den einen Gott. Bei Michelangelo übernimmt das Hauchen der Zeigefinger, mit dem Gott Adam (fast) berührt, vermutlich, weil man Hauchen so schlecht bildlich darstellen kann. Aber seit Darwin ist klar: Wir alle gehören zur Familie der Menschenaffen, zur Ordnung der Primaten und damit zu den Säugetieren. Unterm Strich sind wir ein Produkt der Evolution und leider keine Ebenbilder Gottes. (Man stelle sich das vor: Putin, Xi Jinping oder auch Trump – alles Ebenbilder Gottes!)

Und seit Darwin wissen wir auch, was uns im Innersten antreibt: Wir möchten überleben und Kinder in die Welt setzen, die es schaffen, dasselbe zu tun. Genau wie jeder andere Affe. Und das ist auch schon alles. Unsere DNA gleicht der DNA der Schimpansen je nach Vergleichsgrundlage zu ungefähr 98 Prozent, und trotzdem glauben ganz viele, wir wären etwas fundamental anderes. Glauben versetzt zwar Berge, aber keine Fakten.

Natürlich weisen Sie (obwohl Sie gerade in den Spiegel geguckt haben) diesen biologistischen Gedanken weit von sich, dass sich ihr gesamtes Streben auf diese zwei simplen Ziele reduzieren lässt: Überleben und Fortpflanzung. Einige von Ihnen werden z. B. von Ihrer Religion angetrieben, ein gottgefälliges Leben zu leben, aber am Ende geht es auch da nur darum, die Seele in das Himmelreich zu retten! Ist eben auch nur eine Form des Überlebens, wenn auch mit der Option Ewigkeit.

Um es am Beispiel klarzumachen: Schlafen tun Sie vielleicht acht Stunden und das dient dem Überleben – ohne Schlaf stirbt man, zu wenig Schlaf macht krank. Acht Stunden arbeiten Sie vielleicht – auch das dient dem Überleben, wie ehemals das Sammeln und Jagen. Denn essen muss der Mensch, ob nun vom selbst Gejagten oder vom im Supermarkt Eingekauften. Und nach dem Essen kommt die Moral! Und was macht Heinrich (Dr. Faust), wenn er nicht gerade schläft oder arbeitet? Im Grunde dreht sich das gesamte Drama um Sex mit Gretchen. Und Sex wurde von der Evolution bekanntlich erfunden, um Kinder zu zeugen. Um es kürzer zu machen, zitiere ich hier noch Theodosius Dobzhansky (*1900; †1975): Nichts in der Biologie macht Sinn außer im Licht der Evolution! Das gilt zwangsläufig dann auch für die Kunst, einfach, weil der Mensch Teil der Biologie ist und alles, was er macht, dazu zählt. – Mitgefangen, mitgehangen.

Allerdings kann man Schönheit vielleicht doch tiefgründiger ergründen. Jedenfalls lassen die Ausführungen von Rodrigo (Schüler am Colegio/Mexiko) über eine Schüssel in einem Vanitas-Stillleben aus dem Barock das vermuten: „...und wenn man die Form der Schüssel nimmt, da kann man beschließen, dass die Schönheit und Perfektion der Frauen auch hinterlässt und alles im Leben die Einigkeit der Zeit nicht aushalten kann.“ Aber da ich von meinem Wesen her einfacher gestrickt bin, und die Idee des Satzes einfach nicht verstehe, halte ich mich im Folgenden doch lieber an Theodosius.

Eilmeldung! Chemtrail-Kunst

Der Postillion vermeldet in seiner Ausgabe vom 22.02.2026: Die argentinische Künstlerin Gloria Agnes Aguirre verwendet für ihre Kunstwerke ausschließlich Chemtrails, Hühnerblut und getragene Ohrstöpsel. Ihre Installation „Can't remember / LAX :-P talk soon“ erzielte 2020 bei Sotheby's einen Preis von 1,6 Millionen britischen Pfund. – Ist natürlich Satire!

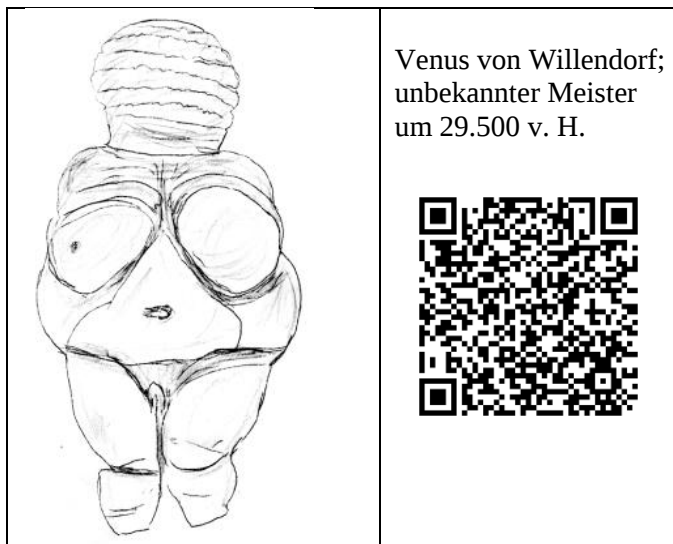
Steinzeit

Ein einfaches Gliederungsprinzip für die Geschichte der Kunst ist es, sich entlang der Zeitachse zu hangeln: Startpunkt Steinzeit. Das könnte so aussehen wie Eike (Schüler/Darmstadt/Nähe) es skizziert, auch wenn es etwas aus dem Zusammenhang gerissen ist: „Der Mensch ist von Anbeginn der Zeit sich am entwickeln. Die Schuhe könnten Fortschritt bedeuten. Die Farbe (Farbtopf) könnte aussagen, dass irgendwann der Lack ab ist.“

Ich hatte es schon erwähnt: Die ältesten bislang bekannten gegenständlichen Höhlenmalereien finden wir vor mehr als 50.000 Jahren auf Sulawesi – menschenähnliche Figuren in Interaktion mit einem Schwein. Und, so würden konservative Zeitgenossen behaupten: Schweinereien finden wir dann auch rund 20.000 Jahre später und in Mitteleuropa als kleine Figürchen (Figurinen). Wir kommen zu einem meiner absoluten Favoriten unter den Kunstschatzen der Welt.

Es handelt sich dabei um eine rund 11 cm hohe Kalksteinfligur aus der Altsteinzeit, gefertigt vor rund 29.500 Jahren, gefunden in Willendorf, Österreich. Zur Orientierung: Willendorf liegt in Niederösterreich und auf 347 – 650 Meter über dem Normalpegel des Meeresspiegels (NN) am östlichen Ausläufer der Alpen. Und es war arschkalt – Europa befand sich damals in einer eiszeitlichen Kältephase, nur wenige Jahrtausende vor dem sogenannten Letzten Glazialen Maximum. Die Durchschnittstemperaturen liegen deutlich unter denen von heute.

Die „Venus von Willendorf“ genannte Figurine stellt eine nackte, füllige Frau dar, mit dicken Brüsten, breiten Hüften und kräftigen Oberschenkeln, zwischen denen ihre Vulva deutlich herausgearbeitet ist. Sie trägt eine kunstvoll drapierte Frisur oder eine Mütze, aber das Gesicht fehlt komplett! Oder wie es Nicole (Schülerin/Darmstadt/Nähe) zusammenfasst: „Das Gesicht ist nicht zu erkennen, der Bauch ist dick, die Beine dick und kurz, die Arme sind weg.“



Solche Schweinereien darf man wirklich nur im Kunstunterricht zeigen, und auch nur in der Oberstufe und wenn nicht zu viele Feministinnen im Raum sind. Andernfalls muss man sich anhören, dass der alte weiße Mann schon damals die Frau auf ein Sexobjekt reduziert hat. Dazu würde einem dann auch noch das Thema „Body-Positivity“ auf das Lehrerpult geknallt werden. Allerdings, mit ziemlicher Sicherheit waren die Männer damals noch dunkelhäutig, wie DNA-Analysen nahelegen. Bekanntlich stammt der Homo sapiens, also wir alle, aus Afrika. Und möglicherweise waren die damaligen Herren durchaus geneigt, den Body dicker Frauen

positiver zu sehen als wir es als gesundheitsbewusste selbstoptimierende Zivilisationsemporkömmlinge tun.

Natürlich fällt den Kids das Besondere der Figur nicht weiter auf: Kunstvolle Frisur, dick, nackt, ohne Gesicht, und wie man heute sagen würde: voll durchsexualisiert! Dass sich die Kids mit dem Werk schwertun, liegt vermutlich daran, dass die SuS keine Vorstellung davon haben, dass es auch nur eine Zeit vor dem Smartphone gab, geschweige denn davon, dass es in der Gegend um Willendorf vor rund 30.000 Jahren außer Mammuts und Murmeltieren praktisch nichts gab, was ihre heutige Komfortzone ausmacht. Fett werden war da kaum wirklich einfach, so ganz ohne McDonald's und Coca-Cola und dem ganzen Rest an Junkfood an jeder Ecke. Es gab auch noch keine Supermärkte, wo man eben mal einkaufen gehen konnte, falls der Kühlschrank leer war und nicht immer tauchte zur rechten Zeit ein Mammut auf, von dem man naschen konnte. Pflanzliche Nahrung dürfte auch nur beschränkt und nicht zu jeder Jahreszeit zur Verfügung gestanden haben. Und ob man es sich leisten konnte, so moppelig durch die Gegend zu hüpfen, wo Fitness bei der Jagd und beim Sammeln gefragt war, sei dahingestellt. Und auch: Bei so einem Klima nackt in der Gegend rumzuturnen, musste man sich auch erst einmal trauen, aber vielleicht war es ja in ihrer Höhle schnuckelig warm am Feuer. Kurz: die nackte füllige Figur wirft Fragen auf, und damit ist der Unterricht gerettet – die Kids kommen ins Grübeln und stellen steile Thesen auf. Simon (Schüler/Darmstadt/Nähe) vermutet: „Er [der Künstler] wollte vermutlich die Vorzüge der weiblichen Rundungen darstellen, Vollbusigkeit oder Griffigkeit.“ Nicole (ebenda) vermutet eine Spur zu fantasievoll: „Der Künstler beabsichtigte, den Wert einer Frau zu bestimmen. Er schuf sie ohne Arme, da sie für schwere handwerkliche Aufgaben ohnehin zu schwach war. [...] Dass die Kopfbedeckung das komplette Gesicht abdeckt, soll wohl die geistlichen Beschränkungen darstellen.“ Nun, bei solchen Beiträgen muss man als Lehrer das Gespräch etwas mehr lenken. Mit den richtigen Fragen kann man aus den Kids herauskitzeln: Nackt hat wohl etwas mit Sex zu tun, denn in der Eiszeit laufen die Leute vermutlich nicht den ganzen Tag nackt umher. (Und Sex wurde von der Evolution erfunden, um Nachkommen zu zeugen.) Eine aufwendige Frisur oder eine schick gestylte Kopfbedeckung und viel Essen hat möglicherweise etwas mit Privilegien, mit Status zu tun. Möglicherweise ist Dicksein in Zeiten, in denen man öfters hungern muss, eine Idealvorstellung! So schön herausgeputzt zu sein und sich so vollfressen zu können, das wünscht sich der Höhlenmensch. Aber ist so ein Ideal überhaupt für Menschen oder doch nur für Götter erreichbar? Bekanntlich „schuf Gott den Menschen als sein Bild, als Bild Gottes schuf er ihn; als Mann und Frau schuf er sie.“ Aber damals war es wahrscheinlich umgekehrt: wer noch keinen Gott zum Anbeten hat, macht sich halt einen und schafft sie nach seinem Ebenbild, als Frau Gott schuf er sie. Aber natürlich etwas idealisierter, höhergestellter, dicker! Wie auch immer, für die Altvordern war die Figurine möglicherweise anbetungswürdig. Um fachlich korrekt zu bleiben, erläutere ich noch: Die Forschenden würden betonen, dass der Deutungsmöglichkeiten viele wären. Man würde sich bei so einem Relikt aus der Steinzeit wissenschaftlich vor allem mit dem Material, der Gestaltung und den Fundumständen auseinandersetzen – künstlerische Aspekte zu interpretieren wäre hingegen eher stochern im Schnee.

Gegen Ende der Stunde sollen dann die SuS die Figur als Skizze abzeichnen. Für die Jungs ist das vermutlich die einzige Gelegenheit, sich im Unterricht mit einer weiblichen Vulva zeichnerisch auseinanderzusetzen, ohne dabei vom Lehrer zur Schnecke gemacht zu werden. Hausaufgabe ist, darüber nachzugrübeln: „Ist die Venus denn eigentlich schön?“ Hier darf sich auch der geneigte Lesende im Sinne eines Mitmachbuches Gedanken darüber machen: liegt Schönheit doch im Auge des Betrachters? In diesem Falle im Auge einer männlichen Steinzeitbevölkerung, die mangels Youporn.com und anderen einschlägigen

Internetdiensten sich ihre Wixvorlagen eben noch selbst basteln mussten und dicke Damen damals den ultimativen Kick bedeuteten?

Renaissance

In der darauffolgenden Schulstunde sind wir dann bei der „Geburt der Venus“ (1483-1485) von Sandro Botticelli (*1445; †1510) angelangt. An ihr ist schön zu sehen, welche Verrenkungen Künstler machen, um das, was andernorts als Pornografie gelten würde, salontauglich erscheinen zu lassen.

Zwar nenne ich den SuS den Titel des Bildes, aber natürlich haben sie keine Ahnung, auf welchem skurrilen Mythos der Titel Bezug nimmt. Und so frage ich zunächst einmal ins Publikum, wie genau Botticelli die Venus auf die untere Hälfte einer Kammuschelschale gemalt hat und wie sie aus der nicht vorhandenen Wäsche guckt. Es ist nicht ausgeschlossen, dass jemand die von mir erwünschte Antwort liefert, aber nach einigen suggestiven weiteren Fragen können wir uns gemeinhin darauf einigen: Sie steht zwar nackig da, aber guckt völlig unschuldig!

Gekonnt in Szene gesetzt ist ihre linke Brust, die sie ja ohne Weiteres auch hätte mit ihrer Hand bedecken können. Noch genialer ist das lange Haar, das sich gerade dort, wo ihre Schamhaare zu sehen wären, in eine Schleife legt, die dann doch irgendwie einen weiblichen Haarbusch auf dem Venushügel assoziieren lässt. Es stimmt halt nur halb, was Diego (Schüler/Colegio Aleman/ México) dazu meint: „Sie steht auf einer Muschel und benutzt ihre Haaren, um ihre Genitalien zu censurieren – die Bedeckung der Geschlechtsorgane war eine wichtige Merkmal der Renaissance.“ Man kann nicht sagen, dass diese Venus sich besondere Mühe gäbe, ihre Blößen zu censurieren oder dass der Künstler versucht hätte, ein gänzlich jugendfreies Werk zu schaffen.

	Sandro Botticelli: „Die Geburt der Venus“ (La nascita di Venere; 1483 – 1485) Anders als dieses Zitat von Marc (Schule/Nähe Darmstadt) andeutet: „das Bild ist hauptsächlich in der Mitte. Links und rechts kommt nichts vor“, kommt links und rechts doch was vor: rechts empfängt die Hora des Frühlings (hier weggelassen) Venus mit einem Mantel, um sie gleich mal notdürftig einzupacken. Links (noch zu erkennen) saust der Westwindgott Zephyr, begleitet von einer weiblichen Gestalt (Aura, Göttin der Morgenbrise?) durch die Lüfte und pustet Venus sanft an Land. (Offensichtlich sind Götter immer am Fliegen und nie ohne nackte Frauen unterwegs – siehe auch: „die Erschaffung Adams“ von Michelangelo.)
---	---

Und dann erzähle ich den Kids diese überaus launige Geschichte von der „Schaumgeborenen“ und warum sie so unschuldig gucken darf – und warum es Botticelli mit diesem Move gelingt, jeden Vorwurf der Unanständigkeit zu parieren.

Zunächst: Venus ist die römische Göttin der Liebe, des erotischen Verlangens und der Schönheit. In der griechischen Mythologie heißt sie Aphrodite. Ihre Geburt verlief (nach Hesiod) ziemlich ungewöhnlich: Uranos ist in der griechischen Mythologie der Himmel in

Göttergestalt, er herrscht in der ersten Generation der Götter über die Welt und tyrannisiert seine Kinder, die Titanen. Uranos verwehrte ihnen das Licht der Welt und hält sie im Inneren der Erde gefangen, weil er nach einer Prophezeiung von einem seiner Söhne als Obergottheit gestürzt werden würde. Gaia, die Erdgöttin und Mutter der Titanen, ist darüber verzweifelt und schmiedet mit ihrem Sohn Kronos einen Plan zur Befreiung. Kronos fasst sich ein Herz, nimmt eine Sichel und schneidet dem Uranos den Pimmel ab, als dieser gerade Sex mit Gaia haben will. Den göttlichen Dödel wirft er dann ins Meer. In Hexameter klingt das natürlich nicht nach einer Hollywood'schen Horrorfiktion, sondern nach beinahe weihnachtlicher Folklore: „Eine Jungfrau ist uns geboren“:

Aber sobald er das Glied vom Himmel getrennt mit dem Eisen
und es vom Lande geworfen hinab in die tosende Salzflut,
trieb eine lange Zeit es dahin durch die See; rings erhob sich
weißer Schaum aus unsterblichem Fleisch; es wuchs eine Jungfrau
in ihm empor, sie nahte der heiligen Insel Kythera
erst, doch gelangte sie dann zum ringsumflossenen Zypern,
stieg dort schamhaft-schön als Göttin an Land, und die Wiese
grünte unter den zierlichen Füßen ihr auf.

Ich fasse dann kurz für die Kids zusammen: Die Geburt der Venus kann Botticelli nackt und als Unschuld in Person malen, weil „Neugeborene“ nun mal nackt auf die Welt kommen, auch wenn sie schon „ausgewachsene Jungfrauen“ sind. Und schließlich verbildlicht Botticelli einen griechisch-römischen Mythos, und so etwas ist in der Renaissance enorm angesagt – ein Schelm, wer Unanständiges dabei denkt.

Diese wunderbare ikonographische Strategie, Nacktheit als Ausdruck von Unschuld, Natürlichkeit und Ästhetik mit Hilfe von Venus beziehungsweise Aphrodite zu legitimieren, haben dann die berühmtesten Künstlerkollegen quer durch alle Kunststile aufgegriffen, Tizian (Tiziano Vecellio; *um1488; †1576), Diego Rodríguez de Silva y Velázquez (*1599; †1650), Jean-Auguste-Dominique Ingres (*1780; †1867), oder Alexandre Cabanel (*1823; †1889), um nur einige bedeutendere Künstler zu nennen.

(Die Bilder im Internet:)

Tizian	Velázquez	Ingres	Cabanel
			

Aber der Rückgriff auf eine Unschuldsperson wie die frisch geborene Venus war in der Renaissance nur Teil einer größeren nudistischen Befreiungsbewegung in der Kunst: Die Künstler sehen im nackten menschlichen Körper ein Symbol für Schönheit, Humanismus und göttliche Schöpfung. Der nackte menschliche Körper gilt als Ausdruck eines Ideals, der wissenschaftlichen Erkenntnis und der göttlichen Ordnung. Zur Sicherheit werden erotische oder sinnliche Akte aber doch oft gewissermaßen unter der Theke als Bückware gehandelt – sie werden für private Auftraggeber geschaffen, während öffentliche oder religiöse Darstellungen von Nacktheit häufig zu Skandalen oder Forderungen nach Entfernung führen, insbesondere wenn sie in religiösen Räumen als zu freizügig empfunden wurden. So in der Sixtinischen Kapelle, wo nach Michelangelos Tod die Genitalien vieler Figuren übermalt wurden. Fun Fact:

Damit beauftragte man insbesondere Daniele da Volterra (*1509; †1566), den man deswegen auch Il Braghettone nannte, den „Hosenmaler“. Ein Ruf, den man sich nicht gerade für sein ewiges Andenken herbeisehnt!

Natürlich frage ich die SuS zum Schluss der Stunde auch, ob sie die Venus denn als schön empfinden. Und nach einem vorsichtigen „geht so“ oder „doch, aber“ harke ich nach und will Kriterien hören. Wir bekommen dann mindestens zusammen: Schöne Haare, schöne Haut, lange Beine, schlanke Figur – jung! Oder, wie Simon (Nähe Darmstadt) anmerkt: „Obwohl sie [die Venus von Botticelli] ausgewachsen ist, wirkt sie sehr frisch und noch nicht verbraucht.“ Und dann hole ich zum ersten Tiefschlag gegen das „Schönheit liegt im Auge des Betrachters“ aus: „Was wäre, wenn Botticelli statt einer jungen schlanken Frau eine nackte 80-jährige gebeugte Frau mit einer Warze auf der Nase und schlaffen Brüsten gemalt hätte? Also: Hätte Botticelli so die Göttin der Liebe, des erotischen Verlangens und der Schönheit malen können? Oder auch nur die Göttin der Schönheit? Und siehe da, zumindest können wir uns in dieser Unterrichtsstunde darauf einigen, dass „Nicht-schön-sein“ nicht immer im Auge des Betrachters liegt. Ich nenne noch ein paar Sachen, die wir alle nicht schön finden: Warzen, Pickel, eingewachsene Zehennägel, verkrüppelte Körperteile, Kotze, Kacke, Fliegen auf Kacke, Fliegen in der Limonade und spätestens dann wollen die SuS auch was beisteuern. Kurz, das Ende der Stunde gestaltet sich als fröhliches Brainstorming über das, was wir alle eher hässlich finden auf dieser schönen Welt.

Der einsame Baum I

Vielleicht habe ich einen gewissen Hang zur Melancholie, und selbst als Kunstlehrer muss man aufpassen, dass man nicht zu viel nackte Haut zeigt. Die behüteten Kids, vor allem die aus religiösem Hause, könnten seelischen Schaden nehmen. Daher präsentiere ich den SuS als nächstes die „Dorflandschaft bei Morgenbeleuchtung“ (1822) von Caspar David Friedrich (*1774; †1840). Das Bild wird auch „der einsame Baum“ genannt.

 Caspar David Friedrich: „Dorflandschaft bei Morgenbeleuchtung“ (1822) (auch: Der einsame Baum)	 Im Original ist die Landschaft viel schöner. Fast möchte man dem Schäfer Gesellschaft leisten.
---	--

Als Einführung erzähle ich den Kids zunächst, dass in vielen Regionen Mitteleuropas die Wälder um 1800 stark dezimiert waren – infolge des jahrhundertelangen Raubbaus. Holz wird zum Heizen, zum Kochen, zum Bauen, im Bergbau und zu vielem mehr benötigt! Obenauf treibt man das Vieh zum Weiden in den Wald oder schlägt Äste ab, um mit dem Laub das Vieh zu füttern. Die Ironie der Sache ist, dass ausgerechnet die Industrielle Revolution, die uns heute als Inbegriff der Umweltzerstörung erscheint, mithalf, dass die Waldflächen in Europa sich erholen und wieder ausbreiten können. Denn ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts verdrängte die Kohle das Brennholz als Energielieferant für Haushalte, Industrie- und Gewerbebetriebe mehr und mehr. – Ohne Klimakatastrophe, verursacht durch die Verbrennung fossiler Energieträger wie der Kohle, würde es dem Wald heute vermutlich sehr viel schlechter

gehen, auch wenn der Klimawandel dem Wald heute zusetzt. Auf alle Fälle: Das Gemälde zeigt daher mutmaßlich eine allgemein verbreitete Landschaftsform zu Zeiten Caspar David Friedrichs. „Und“, liebe Kinderchen, „findet ihr die Landschaft schön?“

Wir können uns darauf einigen, dass wir eine offene Landschaft schön finden. Gefallen tun auch die Wasserflächen, die Schafe und das nahe Dorf und schließlich auch die nahen Berge und – dass das alles so abwechslungsreich ist. Etwas einsam und damit vielleicht nicht so toll ist der Baum mit den vielen toten Ästen und der einsame Schäfer, der am Baum lehnt. Der tut einigen etwas leid, weil er so allein abhängt.

Und dann bin ich gemein und frage auch noch: warum finden wir das schön? Diese Übung, etwas zu hinterfragen, was doch ganz unhinterfragt akzeptiert wird, ist eine Übung, die im Unterricht etwas zu kurz kommt. Ich bohre nach: „Warum finden wir offene Landschaften schön und dunkle Ecken in Höhlen eher furchteinflößend?“ Solche Gespräche sind immer lustig, weil es die Kids etwas aus ihrer Komfortzone her austreibt, die da heißt: „Wissen wir, kennen wir, ist doch alles sonnenklar!“ Die Kids tippen bei Furcht und Höhle auf Höhlenbären und Säbelzahn timer und Drachen, also auf die üblichen Höhlenbewohner, die einem ja Angst einflößen können – zu Recht! Wenn ich dann weiter frage: „Wer war denn schon einmal in einer dunklen Höhle?“ melden sich einige. „Und“, frage ich weiter, „wie ist es gelaufen mit der Abwehr gegen die bösen Mächte?“ Es stellt sich heraus: weder Höhlenbären, Säbelzahn timer noch Drachen wurden gesichtet und auch sonst war da nichts, weshalb man hätte Angst haben müssen. Zur Sicherheit, damit es auch später alle begreifen, frage ich die, die nie in dunklen Höhlen waren, warum sie denn überhaupt Angst vor Dunkelheit in Höhlen hätten, wo sie dunkle Höhlen doch gar nicht kennen? Und Höhlenbären, Säbelzahn timer oder Drachen längst ausgestorben sind oder nicht einmal das, weil es sie nie gab, die Drachen. Das ist dann deutlich außerhalb von: „ist uns alles sonnenklar.“

An dieser Stelle der Geschichte erzähle ich gern vom dummen Huhn und was es tut, wenn es als Küken aus dem Ei schlüpft. Bei bestimmten Bewegungen und Silhouetten am Himmel Es rennt in Deckung. Könnte ja ein Drache oder ein Hühnerhabicht sein! Und weil so oft wegrennen doof ist, guckt es sich ab, wann ältere Hühner in Deckung gehen. Und so lernt das Küken allmählich, wann es wegrennen muss und wann nicht. Aber die Angst vor himmlischer Bedrohung bringt es bereits aus dem Ei mit. Und es verlernt allmählich die Angst vor Flugobjekten, wenn da nur ein großer Schmetterling vorbeisegelt.

„Wie wäre es mit einem dunklen Wald?“, bohre ich weiter. „Bekanntlich sind im Wald die Räuber! Würdet ihr euch in einem dunklen Walddickicht in einer Gegend, die ihr nicht kennt, wohl fühlen?“ Die Mädchenfraktion verneint das eher, während die Jungs allesamt erst einmal cool rüberkommen wollen. Um es nicht wie Kaugummi in die Länge zu ziehen und weil ich einiges davon halte, den Kids keine Märchen zu erzählen, erkläre ich ihnen die Grundbedürfnisse des Menschen in Bezug auf eine Landschaft. Zu den Notwendigkeiten des Lebens gehören Trinkwasser, Nahrung, Schutz und Lagerstätten. Unsere Gefühle sind evolutionär voreingestellt, wir finden es schön, wenn wir diese wichtigen Sachen in einer Landschaft entdecken. „Wie ihr aus der Farblehre wisst,“ – an dieser Stelle hoffe ich immer, dass doch das eine oder andere aus meinem Unterricht hängen geblieben ist – „nehmen wir Farben nicht nur intellektuell wahr: Oh, das ist jetzt Rot, und na so was! Das ist ja ein Blau! Vielmehr berühren Farben unsere Gefühle. Klassischerweise ist unser Temperaturempfinden: Rot empfinden wir als warm, Blau eher als kalt. Wir bringen Farben auch sprachlich in einen Zusammenhang mit unseren Gefühlen: Wir sind „gelb vor Neid“, sehen etwas „durch die rosa Brille“ oder schlicht „rot“! Schwarz wirkt auf uns eher bedrohlich (dunkler Wald, Höhle), Orange bringt uns gute Laune. Dass Ehemänner Frauen in violetten Sitzgruppen umbringen, wie in einem Lorient-Film angedeutet, ist eher nicht wahr.“

Gefühle sind etwas Uraltes – auch Tiere scheinen Gefühle zu haben und das ist auch gar nicht anders möglich. Gefühle leiten ihre – und unsere Handlungen. Hunger, Angst, Freude – ist klar, kennt ihr alle gut. Aber es gibt eben auch Gefühle gegenüber schönen Landschaften. Eine abwechslungsreiche Landschaft finden wir schön, weil sie viele unserer Bedürfnisse erfüllen kann – eine reine Graslandschaft würde uns zum Beispiel kein Feuerholz bieten. Dann müssten wir womöglich auf Kamelmistfeuern kochen, was mir persönlich aber stinken würde. In einem reinen Waldgebiet gäbe es zwar Feuerholz, aber wenig mehr! In einer offenen Landschaft hingegen sehen wir schon von Weitem, ob es jagdbares Wild gibt oder Feinde anrücken. Zur Not könnten wir uns in die Büsche schlagen, die es da und dort gibt, wenn sich dunkle Gestalten nähern. Wir könnten rüber zu den Bergen laufen, wo wir auf einer Anhöhe einen noch besseren Überblick hätten. Menschen lieben Aussichtspunkte vermutlich aus diesem Grund: Überblick behalten! Und vielleicht finden wir in den nahen Bergen Höhlen als Schutz vor Regen. Eine Wasserfläche in der Nähe zu wissen beruhigt uns, weil wir auf Wasser angewiesen sind. Ja, und Schafe schmecken nicht nur gut und geben Milch, sie liefern auch Wolle für Pullover! Kurz: wir haben allen Grund, diese von CDF gemalte Landschaft zu lieben! Und weil der Mensch ein geselliges Wesen ist, haben wir ein bisschen Mitleid mit der Einsamkeit des Schäfers.

Schülergespräch

Simon ordnet das Bild zunächst in die richtige Kunstepoche ein: „Anfangs der Romantik [...] entwickelten sich nur langsam Dinge, wie z. B. die Eisenbahn oder die Web-Maschine. Heutzutage ist die „Web-Maschine“ im Computer fürs Internet. Die Natur war in der Romantik noch sehr stark vertreten.“ Und Lena wagt eine Vermutung darüber, wo die Landschaft zu verorten sei. Es sei jedenfalls nicht in Brasilien, denn: „Brasilien liegt in einem subtropischen Klima. Die Sonne scheint zwar immer, jedoch wird in Brasilien auch der Wasserdampf wieder zu Regen.“ Nicole versucht, es näher einzugrenzen: „Ich denke, vermuten zu können, dass ich weiß“, wird aber von Julia unterbrochen: „Das Bild ist eine Normalansicht. Man schaut ganz normal von vorne drauf.“ „Und es fällt einem auf“, so Katharina, dass zwei Berge zur Mitte des Bildes hinlaufen.“ Ja, pflichtet Sinem bei: „Im Hintergrund sind die Berge eher blau und grau. Es sieht leicht benebelt aus.“

Lisa bringt ein bisschen Kunsttheorie ins Gespräch: „An und für sich ist das Bild auch sehr räumlich dargestellt, es gibt Körperschatten und Schlagschatten, was auf Räumlichkeit hinweist. Demzufolge ist eine natürliche Lichtquelle nicht auszuschließen.“ Vanessa ergänzt: „Bei der Totalen sieht man ganze Plätze und Charakter sind vom Kopf bis zu den Füßen zu sehen.“ Jens lenkt dann das Gespräch auf das Zentrum des Bildes: „Zunächst steht der Baum, wahrscheinlich eine Eiche, mächtig im Vordergrund.“ Michael ergänzt: „Der Baum, der im Mittelpunkt des Bildes steht, sieht schon sehr alt aus. Das weist darauf hin, dass dieser Baum dort schon sehr lange steht.“ Nayyer merkt ein Versäumnis an: „dass zum Beispiel abgestorbene Bäume nur ein wenig Aufmerksamkeit gebraucht hätten ...“

Nico beschreibt weiter: „Im Mittelgrund ist eine lange Weidefläche zu sehen, die kurzzeitig von einer Baumgruppe unterbrochen wird.“ Nadine stellt eine steile These auf: „Man kann die Bäume auch als Menschen sehen.“ Dem kann Carolin beipflichten: „Auf Friedrichs Bild leistet der Schäfer dem Baum Gesellschaft, auch wenn der Baum nicht viel mit dem Schäfer anfangen kann.“ „Genau“, meint Valentina: „Der Hirte ist unpersönlich, aufgrund der Gesichtsverbergung.“

„Es könnte auch sein“, meint Kim, „dass die Trauer oder die Einsamkeit, die der Schäfer in sich trägt, von ihm auf den Baum übergeht und dieser deshalb vertrocknet.“ Und so folgert Christoph: „Aber er [der Baum] kann auch dadurch einsam sein, da er um sich herum keinen anderen Baum mehr befinden, weshalb seine Baumkrone kahl ist und keine Blätter besitzt durch die Einsamkeit.“

Etwas verschwurbelt ist die Einlassung von Florian über die Intention des Malers: „Mit diesem Bild bestätigt er seine Aussage, die er getroffen hat, denn er will nicht die Landschaft darstellen, sondern eine Prognose abgeben. In diesem Fall ist es eine Prognose über die Zukunft!“ Manuel fasst es dann zusammen: „Der Zuschauer fühlt sich schwer und traurig und das einzige, was er denkt oder hofft, ist ein Gleichgewicht zwischen Mensch und Fröhlichkeit.“

Der einsame Baum II

Wie dem auch sei, ich greife noch einmal das Thema Schönheit auf: „Dass wir diese Landschaft als schön empfinden, beruht auf auch unseren Gefühlen, die wir mit den anderen Menschen auf der Welt teilen! Gefühle können wir nicht einfach lernen, vieles an ihnen ist uns zunächst einmal angeboren. Aber wir lernen ihre kulturellen Ausprägungen: Wasser in unserer Nähe zu haben, beruhigt uns. Aber es muss nicht unbedingt ein Fluss oder See sein: Eine Flasche Wasser im Rucksack tut es auch. Und unsere Bewertung, ob das Wasser gut schmeckt oder nicht, kann durch Werbung beeinflusst werden. Außerdem legen uns Gene nicht fest; sie sind nur eine Art Voreinstellung. Wir können, wie das Küken, dazulernen oder umlernen. Würde auf dieser Ebene eine Schlacht geschlagen, würden wir sie anschließend wohl nicht mehr lieben können, weil uns all die abgeschlagenen Köpfe und Arme bis in den Schlaf verfolgen! Unser evolutionäres Erbe lässt uns diese „Dorflandschaft bei Morgenbeleuchtung“ anziehend finden, weil sie uns viel Nützliches bietet. Diejenigen unserer Vorfahren, die zwischen nützlichen und ungeeigneten Rastplätzen sicher wählen konnten, die das richtige Gespür dafür entwickelten, welche Landschaften nützliche Ressourcen zur Verfügung stellen, hatten einen Überlebensvorteil und genau von diesen Vorfahren stammen wir ab. Diese Vorfahren, die sich auf ihr Gefühl für „schöne Landschaften“ verlassen konnten, haben uns ihr Gefühl für Schönheit vererbt. Natürlich ist das nur eine Voreinstellung, und die lässt sich kulturell überschreiben: Wahrscheinlich findet ihr es in einem angesagten Club schöner, als durch eine Auenlandschaft zu laufen. Aber auch in einem Club habt ihr eure Lieblingsplätze – meistens derart, dass ihr den Laden überblicken könnt und mit dem Rücken zur Wand sitzt, damit nicht von hinten jemand kommen und euch erschrecken kann: Das ist euer intuitives Sicherheitsprotokoll, das habt ihr von euren Vorfahren geerbt. Genauso ist die Fähigkeit, eine Landschaft auf ihre Tauglichkeit richtig einzuschätzen, ein uraltes Erbe und war nicht nur für den Homo sapiens wichtig. Es ist eine Basisüberlebenstechnik für fast alle Lebewesen: Pflanzen müssen den richtigen Boden finden, und nur da finden sie es schön und blühen. Vögel müssen den richtigen Nistplatz auswählen können und verteidigen diesen gegen Rivalen, die den Platz auch schön zum Brüten finden. Schimpansen bauen sich Schlafnester hoch oben in Bäumen, wo sie vor Raubtieren sicher sind und wo gleichzeitig die Gefahr, abzustürzen, gering ist. Ihre Auswahl ist keine intellektuelle Entscheidung, sondern hier spielen neben der Erfahrung auch Gefühle eine wichtige Rolle. Und die schwächeren Mitglieder einer Affenbande finden es eher hässlich, wenn der Boss der Bande sich den schönsten Schlafplatz sichert. Überdies vergaß ich: Die Morgendämmerung auf dem Gemälde verspricht schönes Wetter! Wer schon einmal so richtig durchnässt und ausgekühlt im Regen stand, weiß, warum wir sonniges, warmes Wetter schön finden. Und auch noch dieses: Der Mensch wurde in den Savannen Afrikas zum Menschen. Dort sind große, alleinstehende Bäume typisch und vor allem hochwillkommen als Schattenspender.

Eilmeldung: Alles Banane Nr. 02

(02.05.2023) Im Rahmen einer Ausstellung in Seoul verzehrt ein südkoreanischer Student die angeklebte Banane von Maurizio Cattelan. Wieder stellt sich heraus – wie schon 2019 auf der Art Basel Miami Beach –, dass man es den Besuchern zu leicht macht, sich an dem Kunstwerk

zu vergreifen! Statt mit Panzerglas gesichert zu sein, war die Banane offenbar frei dem Zugriff durch Kunstbanausen ausgesetzt. Der Student begründet die Tat damit, dass er Hunger gehabt habe, weil sein Frühstück ausgefallen war. Neben diesem Kunstfrevell stellt sich hier die Frage, ob eine Banane ein Frühstück ersetzen kann und ob es sich dabei um eine gesunde Alternative zu einem üblichen asiatischen Frühstück handelt? Dazu verrät der Versandhandel „obst-gemüse-express.de“: Bananen seien nicht nur gesund, sondern würden auch geschmacklich überzeugen: In einer unabhängigen Umfrage gaben Verbraucher an, dass sie den Geschmack der Banane allen anderen Obstsorten deutlich vorziehen. Der Meldung ist nicht zu entnehmen, ob der Student losgeschickt wurde, auf eigene Kosten eine neue Banane zu beschaffen und sie wieder hinzukleben.

David und Batseba

Bilder, zumindest die der alten Meister, und wenn sie biblische Themen behandeln, sind oft nicht nur Bilder, sondern ganze Filme bzw. sie sind eine Art Filmstill. Ein Filmstill ist eine Fotografie, die am Set eines Films aufgenommen wird, Werbe- und Marketingzwecken dient, und in einem Schaukasten vor dem Kino ausgehängt wird. In der Theorie über Filmstills wird angemerkt: Filmstills erfordern vom Betrachter eine gesteigerte Kompetenz. Stets muss die Verbindung zum Film hergestellt werden.

Cindy Sherman (*1954) fotografierte allerdings Filmstills, zu denen es gar keine Filme gab, und das machte sie weltberühmt und den Kunstunterricht etwas kniffliger: Die „gesteigerte Kompetenz“ ist bei der Bildanalyse ihrer überwiegend zwischen 1977 und 1980 entstandenen Schwarz-Weiß-Fotografien „Untitled Film Stills“ nicht von Nöten – mangels Film. Statt dessen kann spekuliert werden. Didaktisch heißt das: Erst bringt man den Kids bei, aus Bildern eine Geschichte zu rekonstruieren. Dann zeigt man ihnen „Untitled Film Stills“ und lässt sie den Film rekonstruieren. Schließlich erklärt man ihnen, dass es den Film gar nicht gibt und sie sich die Mühe hätten sparen können. Aber zum Glück ist „Fotografie“ erst Thema des Kunstunterrichts in der Qualifikationsphase (12. und 13. Klassenstufe) und nicht schon in der 11. Klasse.

Bei Bildern der alten Meister mit biblischen Bildinhalten gilt jedenfalls: Es ist eine gesteigerte Kompetenz erforderlich, denn die Verbindung zur Bibel muss hergestellt werden. Oft hilft zwar schon scharfes Hingucken. Denn der Mensch ist in Wirklichkeit ein eher einfach zu durchschauendes Wesen und ein gutes Bild sendet klare Botschaften. Freies Spekulieren aber führt in die Irre.

Um das Bild „David und Batseba“ (1562) von Jan Massys (1509–1575) zu entschlüsseln, muss man die Bibelstelle kennen. Für diejenigen Leser, deren Bibelstudien doch zu lange her sind und die sich nicht mehr an jedes einzelne Detail erinnern können, hier noch einmal kurz die Storyline: Es begab sich, dass David sich um den Abend auf dem Dach des Königshauses erging; da sah er von oben aus eine Frau sich baden; und die Frau war von sehr schöner Gestalt. Da sandte David Boten los, ließ sie holen und vögelte sie. Davon wurde Batseba schwanger. Zuerst versuchte David, Uria, den Gatten Batsebas, schnell aus dem Krieg nach Hause zu schicken, damit er mit seiner Ehefrau schläft und anschließend glaubt, das Kind sei von ihm. Das klappte aber irgendwie nicht. Plan B war dann, dafür zu sorgen, dass Uria im Krieg sterben würde, und das klappte dann auch. Auf Anweisung von König David stellte der Befehlshaber den Uria dahin an die Front, wo er ganz gewiss erschlagen würde. Kleine Randnotiz: Dem HERRN missfiel die Tat, die David getan hatte (zum Nachlesen: 2. Samuel 11 und 12). Ich erzähle diese Geschichte den Kids auch deshalb so gern, weil sie schön zeigt, was für skrupellose Ganoven Könige eigentlich sind. Die Geschichtslehrer thematisieren das nie wirklich und einer sollte den Kids das ja mal sagen!



Jan Massys: „David und Batseba“ (1562)

Der Ehemann guckt sich schnell noch einmal seine nackte Frau an, damit er weiß, warum es sich lohnt, zurückzukommen, bevor er in den Krieg zieht. David, der alte Spanner (klein, ganz links oben), holt sich bei dem Anblick nicht selbst einen runter, sondern die Frau in sein Bett. Das hat lang anhaltende Folgen: Batseba wird eine der Frauen Davids und Mutter Salomos. Generationen später führt diese Stammlinie scheinbar zu Jesus – in Wirklichkeit aber zu Josef. Der wird dann zwar rechtlicher, nicht aber biologischer Vater Jesu. Woraus folgt: Jesus stammt nicht aus dem Hause Davids. hier zum unbedingten Nachlesen empfohlen: Matthäus 1; 1-25



Das Bild zeigt vieles davon, was man über Schönheit so sagen kann, und das trage ich mit den Kids zusammen. Einiges wissen sie natürlich nicht, z. B., dass die zwei Hunde als Symbol für die eheliche Treue von Uriah und Bathseba stehen können. Aber dass da gerade eine Frau halbnackt von Zofen umsorgt wird, während sich ein Mann verabschiedet, dem das aber gar nicht so gut gefällt und dass der Schienbeinschoner trägt, ist für die Kids offensichtlich. Und dass er – trotz der Schienbeinschoner – nicht zum Bolzplatz zum Fußball spielen gehen will, sondern in den Krieg muss, wird den SuS auch recht schnell klar. Da die Kids wissen, dass das Bild „David und Bathseba“ heißt, tippen die SuS natürlich auf diesen Herren, der müsse David sein. Ist aber falsch, weil hohe Herren hoch oben wohnen und im Hintergrund eine höher gelegene Burg zu sehen ist. David steht dort oben auf einer Veranda hoch über der Stadt und spannt. „Und was verrät uns das Bild nun über Schönheit, liebe Kinder?“, frage ich zum Stundenschluss noch. „Nun, es ist offensichtlich: Solche Anblicke gehören für heterosexuell veranlagte Männer zum Anziehendsten überhaupt. Inspiriert vom Anblick einer jungen, nackten, frisch gebadeten schönen Frau mordet sogar ein König – auch wenn er schon sechs andere Frauen hat!

Eilmeldung: Alles Banane Nr. 03

Nach einer Beschwerde beim Discounter Aldi erhalten Arbeiter auf einer Bananenplantage in Costa Rica Entschädigungszahlungen. Grundlage ist das deutsche Lieferkettengesetz, das Arbeitsrechtsverstöße thematisiert. In Florida kommt es währenddessen zu einer ungewöhnlichen Lieferkette: Ein Mann wirft eine Banane nach einem Verkehrspolizisten! Die Polizei nimmt den Vorfall ernst und verwarnt den Mann wegen „eines Angriffs mit einem tropischen Objekt“. Das Lieferkettengesetz kommt nicht zur Anwendung. Die Banane bleibt unversehrt.

Allerdings prüfen vermutlich nun die Kuratoren von Ausstellungen mit Werken von Maurizio Cattelan, wo Bananen an der Wand hängen, ob die Sicherheitsvorkehrungen verstärkt werden müssen. Nicht auszudenken, wenn die Banane nicht gegessen, sondern als Tatwaffe in die Hände von Kunstbanausen fallen würde.

Der Preis der Mona Lisa

In der nächsten Stunde geht es weiter mit einem Vergleich: Leonardo da Vincis „Mona Lisa“ (La Gioconda; 1503–1506) und dem „Mann mit dem Goldhelm“, der ehemals dem niederländischen Barockmaler Rembrandt Harmenszoon van Rijn (*1606; †1669) zugeschrieben wurde. Stimmt dann aber nach Expertenmeinung doch nicht. Seit 1986 ist das Gemälde buchstäblich kein „Rembrandt“ mehr. Der Maler bleibt unbekannt; entstanden ist das Bild wohl um 1650–1655.

Zeigt man den SuS die Mona Lisa, kommt prompt die Frage, wie teuer denn dieses Werk wohl sei. „Unbezahlbar“, erläutere ich dann. „Vergleichbar wäre das Bild „Salvator Mundi“ („Erlöser der Welt“, um 1500). Dieses Werk wird erst seit etwa dem Jahr 2005 Leonardo da Vinci zugeschrieben. Es ist aber nach wie vor nicht sicher, ob es von dem Meister selbst stammt. Das Gemälde wurde lange als ein Werk aus dem Umkreis des Leonardo-Schülers Giovanni Antonio Boltraffio angesehen und wurde 1958 für 45 Pfund versteigert. Es wies erhebliche Schäden auf und wurde tiefgreifend restauriert, sodass die ursprüngliche Qualität sehr schwer zu beurteilen ist. Am 15. November 2017 wurde das Bild dann bei Christie's in New York, Gerüchten nach im Auftrag des Kronprinzen und Premierministers Saudi-Arabiens, Mohammed bin Salman, für 450 Millionen US-Dollar ersteigert und hängt möglicherweise zurzeit auf dessen Jacht.“

An dieser Stelle verheben sich selbst die am besten ausgebildeten Hebammen; das pädagogische Verfahren der Mäeutik bricht hier zusammen. Hier geht es um Fakten und Storys, die die Kinder sich nicht selbst erschließen können. Daher ein längerer und ausschweifenderer Lehrervortrag. Die Ausführungen geben mir Gelegenheit, den SuS drei wesentliche Aspekte des Kunstmarktes klarzumachen: Bemerkenswert sei zunächst, dass in vielen islamischen Traditionen religiöse Bilddarstellungen als problematisch gelten oder verboten sind. Die Frage sei erlaubt, aber an dieser Stelle nicht beantwortet – was will der Kronprinz mit so einem teuren, für den gläubigen Moslem überdies problematischen Gemälde? Das mag der Kronprinz selbst mit sich ausmachen. Viel bemerkenswerter wäre dieser zweite Aspekt: Ungeachtet dessen, wie gut das Bild wirklich sei und was es darstelle, sehen wir hier etwas, was man in der Philosophie als ‚Essentialismus‘ bezeichnet: „Wenn das Bild von Leonardo ist und restauriert ist, dann ist es 450 Mio. US-Dollar wert. Wenn es nicht von Leonardo stammt und nicht restauriert ist, dann sind es halt nur 45 englische Pfunde. Und, liebe Kinder, der Preisunterschied liegt nicht am Grad der Restaurierung!“ Dieser Aspekt ist wirklich verrückt! Alle wollen die Mona Lisa sehen, sodass der Louvre – da hängt das Bild – einen eigenen Raum für das Werk einrichtete! „Ihr erinnert euch“, so frage ich rhetorisch in die Runde, „noch an die Venus von Willendorf? Oder an das Goldene Kalb aus der Bibel? Oder an die überall rumhängenden Kruzifixe? Diese künstlerischen Werke waren und sind mehr als ihre Materie – sie scheinen für Menschen – sagen wir mal – eine Art von Göttlichkeit auszustrahlen und diesen Strahlen möchte der Mensch

sich offenbar aussetzen.“ Es läge an Leonardo, dessen „Aura“ auf das Bild abfärbe. Die Aura Leonardos habe das Bild irgendwie mit einer Art überirdischer Macht aufgeladen und diese springe dann von der Mona Lisa auf den Betrachter über, als wäre es eine Art von Goldenem Kalb.

Die Mona Lisa sei unbezahlbar und überdies unverkäuflich, weil sie nicht nur gesichert ein Werk von Leonardo sei, sondern sein Bekanntestes. Das Gemälde „Der Mann mit dem Goldhelm“ hingegen sei stark im Wert gefallen, seit es nicht mehr als Werk Rembrandts gelte und auch die Bekanntheit des Bildes habe stark nachgelassen, obwohl es immer dasselbe Bild blieb und es sich durchaus um ein qualitätsvolles Werk handele.

Der erste Aspekt war: „Warum kauft jemand so ein unnützes Zeug, dessen inhaltliche Darstellung – im Gegensatz zu der Darstellung einer jungen schönen Frau – zumindest für einen Muslim nicht der Grund sein kann, das Bild zu erwerben, da das Werk aus religiösen Gründen problematisch ist! Hier meine Antwort: Es wird sich wohl um einen dicken Hosenvergleich handeln: „Ich kann mir einen Leonardo da Vinci leisten und ihr könnt es nicht!“ Es geht dabei ums Angeben, ums Protzen, neusprachlich ums Flexen! Wenn man in Kreisen verkehrt, wo jeder einen Porsche fährt, muss man sich etwas einfallen lassen, um aus dieser Masse herauszuragen – ein da Vinci eignet sich dafür besonders, weil es nur rund 15 Gemälde von da Vinci gibt – und nur eines davon ist in Privatbesitz: „Salvator Mundi“.

Und dann erzähle ich auch noch (dritter Aspekt), was vor allem hinter den hohen Preisen am Kunstmarkt steckt: „Kinderchen“, so hebe ich an, „die Welt der Reichen ist verkommen und schlecht. Mit dem Geld der sehr reichen Leute könnten sie so viel Gutes auf der Welt tun. Stattdessen versuchen sie vor allem, noch mehr Reichtum zu raffen. Und ein Trick sei: Steuerbetrug und Geldwäsche. Das gilt natürlich vor allem für die, die ihr Geld illegal erworben haben, also für ganz Verkommenen und Schlechten unter den Reichen. Viele sehr teure Bilder in Privatbesitz hängen nicht etwa an Wänden und erfreuen ihre Besitzer, sondern befinden sich in klimatisierten Tresoren in Freihandels Häfen. In Freihandels Häfen werden ausländische Waren zollfrei eingeführt, gelagert, bearbeitet und umgeladen und dann wieder ausgeführt. Der perfekte Ort, um die Steuerbehörde auszutricksen. Und so kann sich einer mit viel Geld einen Sparstrumpf außerhalb jeder Begehrlichkeit von Finanzämtern zulegen, den er – so ein Gemälde ist ja nicht groß – überall hin verschiffen und bei Sotheby´s anonym einliefern und wieder zu Geld machen kann, wenn er an seinen Sparstrumpf muss.

Hausaufgabe, auch wenn es nicht direkt in das Fach Kunst fällt: „Informiert euch darüber, wie Verbrecher Geld waschen, das sie illegal erworben haben – Pause!“

Männliche Attraktivität

Der Vergleich von „Mona Lisa“ und „Mann mit dem Goldhelm“ bringt im Unterrichtsgespräch zunächst das zutage: Die Mona Lisa sei nicht wirklich der Knaller, aber ok – sie sei jung, ganz hübsch und gut gekleidet – halt ein Porträt. Beim Mann mit dem Goldhelm aber sei vor allem – der Titel belege es schon – der Goldhelm das Erwähnenswerteste.

Ich erkläre den Kids, dass es sich hier um eine sogenannte Tronie handele. Damit bezeichnet man Charakterstudien, auf denen oftmals anonyme Leute mit interessanter Physiognomie oder Kostümierung dargestellt werden. Wir tragen zusammen: Diese Tronie zeige den Kopf und die Brustpartie eines älteren Mannes mit einer Halsberge und einem auffallend leuchtenden, goldfarbenen Helm auf dem Kopf vor einem dunklen Hintergrund. Der Mann selbst sei schon etwas angejährt und vernarbt – auf körperliche Schönheit wie bei Frauen komme es hier offensichtlich nicht an! Hier seien eher männlich konnotierte Tugenden vereint: Lebenserfahrung, Kraft, Mut und Durchsetzungsvermögen, die man als Offizier ja haben müsse. Zu seiner Attraktivität trägt außerdem sein hoher Status bei, versinnbildlicht durch den Prunkhelm als Zeichen seines hohen Rangs. Der Mann signalisiert, dass er seine Frau

beschützen und seine Kinder ernähren kann. Es sei schon bemerkenswert, finden wir, dass der Helm, also ein Attribut, zum eigentlichen Hauptmotiv des Bildes geworden sei, das Gesicht selbst läge hingegen weitgehend im Dunklen.

An dieser Stelle macht es dann wieder besonders Spaß, ist die Erklärung dafür doch nicht ganz genderkonform, aber gut wissenschaftlich belegt und auch für die Kids unmittelbar einsehbar. „Liebe Kinder“, sage ich dann, „wir stellen uns einmal vor, es begegnen sich zwei Menschen das erste Mal in einem abgeschlossenen Raum, ein junger Mann und eine junge Frau, man sitzt etwas abgerückt voneinander auf einem Sofa. Plötzlich fängt der Mann an, sich auszuziehen. Was wird die Frau machen?“ Einige Mädels wollen souverän wirken und schlagen vor: „Kommt auf den Mann an und wie attraktiv er ist.“ Aber eigentlich ist es allen klar, was passieren würde: Die Frau würde Reißaus nehmen. Nun aber der umgekehrte Fall: „Stellt euch vor, die beiden wären in dem Raum und plötzlich würde die Frau anfangen, sich auszuziehen!“ In der Regel kommen wir in diesem Fall überein, dass der Mann dann nicht weglaufen würde. „Und daraus, liebe Kinder, lässt sich schließen, dass Nacktheit eine etwas unterschiedliche Wirkung auf Männer und Frauen hat.“ Das ließe sich auch gut daran festmachen, dass Pornografie überwiegend von Männern geguckt wird.

Und dann ist es wieder Zeit für einen völlig unpädagogischen Lehrervortrag: Diese Geschlechterasymmetrie liege daran: Seit Darwin wüssten wir über den Sinn des Lebens Bescheid: Wir möchten überleben und Kinder in die Welt setzen, möglichst viele. Jede Frau muss sich gut überlegen, mit wem sie zusammenkommt, weil sie nur recht wenige Kinder in die Welt setzen kann und ein Kind aufzuziehen für sie eine hohe Investition bedeutet. – Frauen sind daher im statistischen Durchschnitt wählerischer; sie achten stärker auf Klasse! Männer hingegen können so viele Kinder zeugen, wie sie Frauen davon überzeugen können, mit ihnen Sex zu haben. Und dann können sie sich auch noch im Zweifelsfall aus dem Staub machen! Männer tendieren eher zu: Masse – sie sind weit weniger wählerisch.

Frauen bevorzugen – tendenziell – durchaus auch Männer mit guten Genen, also attraktive Burschen mit Muskeln und Haaren auf der Brust. Wichtig ist den Frauen aber auch die größtmögliche Verlässlichkeit, und der Mann sollte in der Lage sein, für sie und die gemeinsamen Kinder zu sorgen – Reichtum ist daher für Frauen kein Hinderungsgrund für eine Beziehung. Reichtum und Macht sind für Frauen sexy und Männer mit Macht und Geld haben die gesamte Geschichte hindurch mehr als eine Frau gehabt. (Allerdings wurde Frauen meistens nicht gefragt, ob sie im Harem eines hohen Herrn leben wollen.) Um hier biblisch zu bleiben: König Salomon soll siebenhundert fürstliche Frauen und dreihundert Nebenfrauen für sich beansprucht haben, und natürlich wollten alle anderen Könige da nicht zu sehr zurückstehen. Oder, wie es Donald Trump es angeblich ausdrückte: „Wenn du reich bist, kannst du den Frauen einfach so in den Schritt fassen.“ Das war im pruden Amerika ein handfester Skandal, aber davon abgesehen halt auch die Realität.

Nun ist die Sache natürlich nicht gar so simpel. Da gibt es auch noch den Hang zur Monogamie. Wenn ein Mann nur eine Frau haben kann, so sollte sie jung sein, damit er ihr noch viele Kinder machen kann. Am besten sind Jungfrauen, da kann sich Mann auch noch relativ sicher sein, dass er sich keine Geschlechtskrankheit einfängt. Und daher gab es auf der Erde und gibt es noch in vielen Weltgegenden einen echten Hype um die Jungfräulichkeit! In Bezug auf Jungs gab es dagegen so etwas so gut wie nie.

Kurz zusammengefasst, und das noch vorweggestellt: Alles, was ich hier erzähle, beschreibt lediglich statistische Tendenzen. Auf den einzelnen Menschen trifft das selbstverständlich nicht zu. Statistik ist die Wissenschaft der (sehr) großen Zahlen. Sie hat keine Bedeutung für den Einzelfall. Und in Wirklichkeit ist die Sache erheblich komplexer, aber: Überall bevorzugen Frauen tendenziell höher gestellte Männer mit Geld und Macht, während Männer junge Frauen mit reiner Haut und schönen Haaren bevorzugen. Dabei müssen Männer untereinander um die

Frauen konkurrieren, und sie balzen dabei mit Muskeln und Money. Frauen wählen, sie suchen sich ihre Männer sehr genau aus. Natürlich ist das nur eine statistische Wahrheit mit Ausschlagen in alle Richtungen. Zum Beispiel kann sich Brad Pitt seine Damen aussuchen und die Frauen konkurrieren um ihn! Daraus ergibt sich die Folgerung: Auch Frauen müssen – in einer monogamen Welt – um die attraktiven Männer (schön und reich) konkurrieren, aber sie tun das mit anderen Mitteln: mit ihrer Jugend und ihrer Figur. Das mache die Sache mit der Schönheit dann so richtig kompliziert, aber es gilt: Für Frauen ist männliche Schönheit etwas anderes als die weibliche Schönheit für Männer. Und weil es vor allem Männer waren, die sich ihr Geld als Künstler verdienten, gibt es in der Kunst so viele junge nackte Frauen zu sehen. Um das Thema bis hierhin abzuschließen, erzähle ich den Kids dann noch, was es sonst noch zu bedenken gibt, bezüglich des Auges und des Betrachters. In Wirklichkeit ginge es bei Schönheit um Chemie im Kopf. Visuelle Reize werden im Gehirn verarbeitet; dabei sorgen u. a. Neurotransmitter dafür, dass bestimmte Gehirnareale aktiviert werden, in denen wir Freude, Interesse oder Lust empfinden, und das wird dann unserem Bewusstsein mitgeteilt. Wir empfinden: „Das zu sehen macht Spaß – das ist schön, das macht ein gutes Gefühl.“ Und zu den guten Gefühlen gehört bei uns Menschen halt auch, zu einer Gemeinschaft dazuzugehören, und eben nicht, wie der Schäfer am Baum, einsam in der Gegend abzuhängen. Fans von Fußballvereinen schlingen sich ultrahässliche Schals um den Hals und finden das schön, in einer Gruppe mit denselben albernem Schals dieselben albernem Lieder zu intonieren, während da unten auf dem Rasen ihre Jungs hin und her laufen und gegen einen Ball treten und dabei gegen andere Jungs kämpfen. Auch Lippenplatten in einigen ostafrikanischen Ethnien seien nicht primär „schön“, weil sie ein ästhetisches Gefühl ansprechen, sondern weil sie Dazugehörigkeit signalisieren, ebenso wie Tätowierungen, Knochen oder Schmuck durch die Nasenscheidewand, Metallspiralen zur optischen Halsverlängerung und Irokesenhaarschnitte. Bei diesem Haarschnitt sagt es schon der Name: Ich gehöre zum Stamm der Irokesen, und wir sind die coolen Kerle! Allerdings wurde dieser Haarstyle nicht nur von den Wyandot und den Mohawk rund um den Huronsee getragen, sondern es wurden auch schon Spuren eines Irokesenhaarschnitts beim Clonycavan-Mann (etwa zwischen 392 und 201 v. Chr.) gefunden. Diese Moorleiche hatte sich eine Mischung aus Ölen und Pinien-Harzen als eine Art Haargel in die Haare gerieben. Der war wahrscheinlich auch schon cool. Ähnliches gilt für Schlaghosen, Plateauabsätze oder extrem tiefhängende Hosen, bei denen die Unterhose sichtbar wird. Solche Modetrends signalisieren, dass man hip ist und sich die neueste Mode leisten kann und zu den angesagten Cliques gehört.

Schön finden wir den Anblick von Frauen und Männern und bestimmte Statussymbole – bei Männern wie Frauen – jedenfalls dann, wenn sie unser Grundbedürfnis nach Sexualität ansprechen. Wir finden aber auch Dinge schön, wenn wir sie mit unserer Peer-Group teilen – etwa angesagte Kleidung. Außerdem reagiert unser Schönheitsempfinden auf Dinge, die andere Grundbedürfnisse ansprechen, etwa auf weite und abwechslungsreiche Landschaften, auf Wasserflächen oder auch auf ein leckeres Essen. Und mit dem Essen sind wir an einem ähnlichen Punkt: Schönheit liegt nicht im Auge des Betrachters, sondern hängt beim Essen z. B. davon ab, wie hungrig wir sind und in welchem Kochstudio wir aufgewachsen sind – bei Muttern schmeckt es bekanntlich am besten. Anders ausgedrückt: Schönheit entfaltet sich in einem Kontext. Aber die Unterschiede zwischen verschiedenen Esskulturen sind viel kleiner als ihre Gemeinsamkeiten – mehr oder weniger finden wir alle dasselbe Essen geschmackvoll, weil wir auf dieselben grundlegenden Geschmacksreize wie süß, sauer, salzig, bitter und umami reagieren. Und bei schön angerichtetem Essen vermuten wir, dass die Speisen mit Liebe zubereitet wurden und das Verfallsdatum der Zutaten noch nicht überschritten ist.

Wilde Kerle

Auch wenn der männliche Primat der Art *Homo sapiens* auf den Reiz unbekleideter Frauen weit stärker anspricht als die weibliche Varietät auf den Reiz unbekleideter Männer, ist die Weiblichkeit durchaus nicht gefühlsimmun gegenüber der entblößten männlichen Körperdarstellung. Und so erscheint es mir nur gerecht und billig, auch diese Form der künstlerischen Deutung von Schönheit im Unterricht anzusprechen. Geeignet erscheint mir die Gegenüberstellung zweier Meisterwerke, nämlich des David von Donato di Niccolò di Betto Bardi, genannt Donatello (*1386; †1466), sowie des David von Michelangelo Buonarroti. Zu meiner Unterrichtsplanung gehört dabei: auf den sogenannten „fruchtbaren Moment“ hinzuweisen, in dem der Künstler die Handlung einfriert, wie bei einem Schnappschuss oder einem Filmstill: David wird dieses Mal nicht beim Spannen erwischt, wie es Jan Massys malte. Bei Jan war der fruchtbare Moment in „David und Batseba“ dafür gedacht, die Story von David und Batseba vorzubereiten. Es war der Augenblick, als Batseba gerade nackt dem Bade entsteigt und das Schicksal seinen Lauf nimmt.

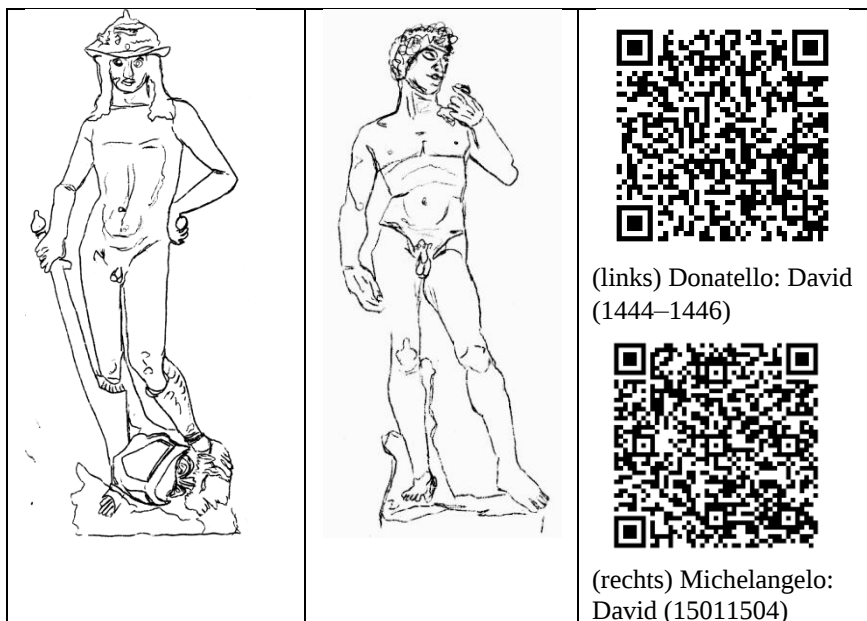
Dieses Mal geht es um eine andere biblische Erzählung und beide Künstler benutzen für ihr Filmstill einen unterschiedlichen Zeitpunkt im Plot: Donatello wählte den Augenblick des Triumphes: Der abgeschlagene Kopf des Philisters liegt zu Davids Füßen. Michelangelo entschied sich dagegen für einen Augenblick voller Anspannung und Siegeszuversicht: Es ist der Moment unmittelbar vor dem Kampf, zu dem David voller Selbstvertrauen antreten wird. Ich lese kurz in der Bibel nach: Israeliten und die Philister stehen sich in Schlachtreihen gegenüber und letztere haben einen ganz, ganz großen Kerl in ihren Reihen, Goliath aus Gat. Nach damaligem Maßband ist er sechs Ellen und eine Hand breit groß. Die Umrechnung in metrische Maße fehlt leider in der Bibel. David ist fast noch ein Knabe und ist mehr damit beschäftigt, Löwen und Bären zu erschlagen, wenn sie sich an seinen Schafen vergreifen wollen. Krieg ist nicht sein Ding. Er kommt eigentlich nur vorbei, um seinen Brüdern, die da gerade gegenüber den Philistern rumstehen, Essen zu bringen.

Goliath tönt: Solle doch einer der Israeliten rüberkommen und mit ihm kämpfen. The winner takes it all! Gewönne er – was seiner Meinung nach außer Frage stünde – müssten sich die Israeliten unterwerfen. Falls wider Erwarten der aus Israel gewönne, würden sich die Philister in ihre Knechtschaft begeben. Das hört David und auch, was der König der Israeliten, Saul, auslobt, für den, der die Eier hat, gegen Goliath anzutreten: Wer Goliath erschlägt, den will er sehr reich machen und ihm seine Tochter geben und will seines Vaters Haus frei machen von Lasten in Israel. Dieses Angebot kann David nicht ausschlagen, und außerdem hat er auch die nötigen Eier dafür.

Der Prophet Samuel lässt mich wissen: Goliath hatte einen ehernen Helm auf dem Haupt und einen Schuppenpanzer um die Brust. Das Gewicht seiner Panzerung betrug fünftausend Schekel Erz – leider fehlt auch hier die Umrechnung ins metrische Maß, soll aber sicherlich heißen: „war echt schwer!“ Außerdem trug er eherne Beinschienen und ein ehernes Sichelschwert auf den Schultern. David versucht erst gar nicht, da mitzuhalten, sondern – möglicherweise um seinen Gegner zu verwirren – zieht er blank! Vielleicht will er zeigen, dass er, wenn er schon nicht größer als Goliath ist, er die dickeren Eier oder auch den Längeren hat – wir wissen es nicht. Einen Hinweis darauf gibt uns David selbst, wenn er fragt: „Wer ist dieser unbeschnittene Philister, der die Schlachtreihen des lebendigen Gottes verhöhnt?“ Da könnte es schon Wirkung zeigen, wenn David seinen beschnittenen Primel rausholt! Wahrscheinlicher ist allerdings die Interpretation, dass David allein auf die Hilfe Gottes vertraut. Sie ist ihm Schutz genug; da braucht er weder Helm noch Schuppenpanzer noch Unterhose! Jedenfalls ist die auf die Bibel bezogene Begründung, David nackt dastehen zu lassen – nicht sonderlich stichhaltig. In der Bibel tritt David nicht nackt an, sondern ohne Rüstung, die er auch nicht gewohnt ist, zu tragen. Aber als Hirte kann er exzellent mit der damaligen und durchaus gefürchteten Fernwaffe

„Steinschleuder“ umgehen und damit nietet er den Goliath auch um. Dem nimmt er dann auch noch das Schwert ab und trennt ihm damit den Kopf ab. Anschließend jagten die Israeliten die Philister zum Teufel. So viel zur biblischen Erzählung.

Im Unterricht zeige ich auf dem Smartboard den Kids – was ja auch kunsthistorisch Sinn macht – zuerst die feuervergoldete Bronzeplastik David (1444–1446) von Donatello. Dabei erzähle ich, dass es die erste Statue seit der Antike ist, die einen männlichen Akt lebensgroß und in Vollansicht zeigt. Bei „lebensgroß“ gucken die Kids etwas zweifelnd, weil ich die Höhe der Figur mit 1,58 Metern angegeben habe. Sie vermuten, dass Donatello seinen David bewusst kleiner dargestellt hat, um den Größenunterschied gegenüber den sechs Ellen und einer Handbreite von Goliath eindrucksvoller hervorzuheben. In einem Nebensatz erläutere ich den SuS, dass man die Sachen aus der Bibel tatsächlich nur glauben kann – nämlich dass ein Mensch von „sechs Ellen und einer Handbreite“ außergewöhnlich groß gewesen sein soll. Denn wir können nicht mit letzter Sicherheit sagen, nach welcher Elle hier gemessen wird. Bei der Beschreibung der Figur finden wir heraus, dass Donatellos David ja nicht wirklich nackt ist – er trägt einen schicken Hut und Stiefel. Dass er auf dem abgeschlagenen Kopf von Goliath steht, finden die SuS etwas eklig.



Dann traut sich eine der Mädels anzusprechen, was mir bei dieser Skulptur auch immer wieder durch den Kopf geht: Für sie wäre dieses Jüngelchen nicht wirklich sexy, aber sie könnte sich vorstellen, dass Jungs mit einem Faible für Jungs voll auf so etwas abfahren würden! Zumal Hut und Stiefel nicht den Eindruck machen würden, der könne sich keine Designerjeans leisten. Und damit wäre es, Goliath hin oder her, nicht wirklich einsichtig, warum er für seinen Kampf seinen Pimmel zur Schau stellen würde. Sie würde glauben, dass mit der Plastik eher Jungs raschelig gemacht werden sollen, die auf Jungs stehen! Aus dieser Fraktion meldet sich von den SuS dann aber leider niemand zu Wort. Das im Wikipedia-Eintrag zu der Plastik steht: „diese androgyne Gestalt „wird vor allem als Zeichen bürgerlicher Tugend gedeutet“, behielt ich für mich, um die SuS nicht unnötig zu verwirren, zumal es mich selbst etwas verwirrt.

Im weiteren Verlauf der Stunde zeige ich die Marmorskulptur David (1501/1504) von Michelangelo, der im Gegensatz zur schwächtigen Figur von Donatello satte 5,15 Meter hochragt. Michelangelos David spricht die Mädels eher an. Wir fragen uns nun, welche „fruchtbaren Momente“ die Künstler für ihren Filmstill gewählt haben. Die Antwort ist ja nicht schwer: Donatello ist im Augenblick des Triumphs dargestellt, Michelangelo zeigt seinen David

kurz vor dem Kampf. Er guckt zuversichtlich, finden die Kids. Bei einer Größe von 5,15 sei das aber auch kein Wunder, wirft einer aus den hinteren Rängen ein, und dann klingelt es.

Eilmeldung: Alles Banane Nr. 04 (Klimt und Klotz)

Im November 2025 wurde, wie bereits erzählt, in New York das Gemälde „Bildnis Elisabeth Lederer“ von Gustav Klimt für 236,4 Millionen US-Dollar versteigert und wird damit zum zweit teuersten jemals versteigerten Gemälde nach dem Werk „Salvator Mundi“ von Leonardo da Vinci. Fast schon ein Schnäppchen ist da ein weiteres Werk von Maurizio Cattelan:

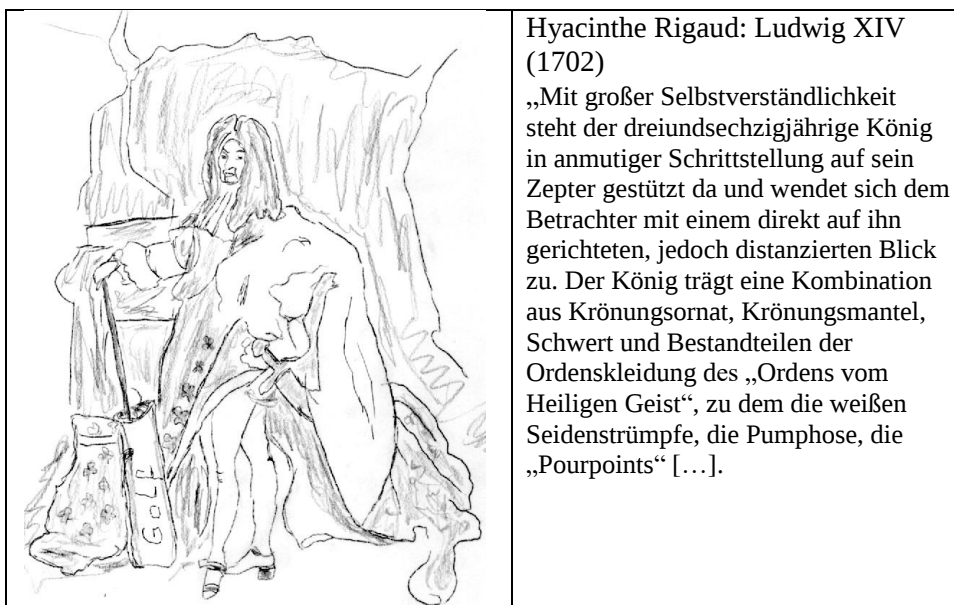
„America“. Es erzielt auf derselben Versteigerung nur 12,1 Millionen US-Dollar. Es handelt sich bei dem Werk „America“ um eine Toilette aus 18-karätigem Gold.

Dieser Prunksessel ist voll funktionsfähig und eignet sich prima als Ergänzung zu wanddekorierenden Bananen. Während weniger reife Bananen durch ihren höheren Stärkegehalt bei Verstopfung nützlich sein können, helfen reife Bananen bei Durchfall. Da man Bananen, so sie an Wänden angeklebt sind, vorzüglich in ihren Reifegraden abschätzen kann, kann man sie, je nach Befindlichkeit, genau im richtigen Moment der Darmgesundheit zuführen. Eine dem Geldbeutel angemessene Bestuhlung des stillen Örtchens für den Stuhlgang kann überdies über jedes Bauchgrimmen hinwegtrösten.

Idealisierung

In der nächsten Stunde mache ich eine Ausnahme von meiner Regel, keine Adelsporträts zu besprechen. Das fällt mir nicht allzu schwer, da ich nicht vorhabe, dem Gecken, dessen Herrschaftsinszenierung mittels Prunkporträt ich besprechen werde, auch nur im Entferntesten zu huldigen.

Manche Menschen finden sich bekanntlich besonders schön und erwarten von ihrer Umwelt, dass sie das auch so sieht. Dafür muss in meinem Unterricht Ludwig XIV. herhalten, wie ihn Hyacinthe Rigaud 1702 in seinem berühmten Prunkporträt präsentiert. Als Einstimmung spiele ich den SuS auf YouTube das Zeitzeichen „Der König stinkt“ vor. Es wurde von Hans-Conrad Zander 1973 für den Westdeutschen Rundfunk eingesprochen. Nichts eignet sich besser, um den SuS das Thema „Idealisierung“ in der Kunst nahezubringen, als diese Kombination: das Zeitzeichen „Der König stinkt“ und derselbe Kerl als eitler Gockel, gehüllt in einen weißen Hermelinmantel, so, wie ihn Rigaud malte. Doch lassen wir an dieser Stelle zunächst Prof. Dr. Ulrich Menzel (1947) zu Wort kommen:





Den sehr weiten blausamtenen, mit goldenen Lilien bestickten Hermelinmantel (der Pelz des äußerst seltenen Hermelins wurde nur von Persönlichkeiten höchsten Ranges getragen und galt deshalb als königliches Symbol.) hat er auf seiner linken Seite hochgeschlagen, so dass das mächtige und prunkvolle Schwert Karls des Großen, das „Joyeuse“ genannt wurde, zur Geltung kommt“ (Menzel 2001). Kann man so beschreiben, für mich bleibt es allerdings dabei: Hier lässt sich ein eitler Despot in Szene setzen, und wenn man nichts in der Hose hat, muss halt das Schwert Karls des Großen – wie Sigmund Freud vermuten würde – als Phallussymbol herhalten. Und Niklas meint überdies: „Er ist allein, er ist entspannt und etwas zu füllig für ein Fotomodell...“

Das Zeitzeichen informiert die Kids dann, dass dieser Mann bestialisch gestunken haben muss. Jeden Morgen bekommt der König ein Abführmittel, u. a. auf der Basis von Kamelmist. Das führt zu einer stetigen besten Verdauung – der König rennt täglich 12- bis 14-mal auf die Toilette, bzw. er versucht es. Denn – ein König rennt nicht! Zweifelhaft, dass er das jedes Mal schaffte. Das muss er aber auch gar nicht – im damaligen Schloss Versailles gibt es sowieso keine „Stillen Örtchen“. Häufig benutzt man Kackstühle, auf denen der König sogar ungeniert bei Empfängen zu sitzen pflegt oder man scheißt halt hinter einen Vorhang. Man hat ja genug Personal, das das dann wieder wegmachen. Hygiene – Baden, Duschen, Händewaschen – ist zur damaligen Zeit nicht angesagt – es gilt als schädlich! König Ludwig XIV. soll angeblich nur zweimal in seinem Leben gebadet haben.

„Ihr kennt sicherlich die magischen Worte, mit denen heute ein Fotograf auffordert, fröhlich zu gucken, wenn er ein Porträt knipsen will: „Mozzarella di Bufala!“ Aber auf diese Bitte, seinen Mund zu einem Lächeln zu verziehen, springt der Herr König nicht an. Denn dieser Despot verkneift sich das Lächeln nicht, weil er würdevoll rausgucken will aus seinem Pelz, sondern weil es einfach doof aussieht, ohne Zähne auch nur den Mund zu öffnen. Denn man zieht diesem König schon sehr früh auch den letzten Zahn – und dabei wird seine Gaumenplatte durchstoßen, die nie wieder zusammenwächst. Dort sammeln sich dann regelmäßig Essensreste an, die im Nasenraum vor sich hingammeln. Außerdem kommt ihm die Hälfte des Rotweins, den er trinkt, zur Nase wieder heraus. Zähneputzen erübrigt sich und er käme sowieso nicht dahin, wo die Essensreste verfaulen! Trotzdem sind die Frauen ganz verrückt nach diesem widerlich stinkenden „Der-Staat-bin-ich“-Narzissen. Wie sagte es doch der ehemalige Außenminister der USA, Henry Alfred Kissinger (*1923; †2023): „Macht ist ein starkes Aphrodisiakum.“ Und über Farben lernen wir an dieser Stelle: Der weiße Hermelinpelz (Innenseite), den wir auf dem Herrscherporträt sehen, steht hier nicht für Unschuld, Reinheit und Jungfräulichkeit, sondern signalisiert: Ich kann mir eine Menge Waschfrauen leisten – Ariel oder Persil gab es damals nämlich noch nicht, nicht einmal eine Waschmaschine!

Sei es wie es ist – die Unterrichtsstunde ist höchst unterhaltsam. Die Kids gruseln sich mal so richtig – vielleicht müsste ich heutzutage eine Triggerwarnung herausgeben. Und dann frage ich, ob es vorstellbar sei, dass so ein hygienischer Analphabet tatsächlich längere Zeit in solchen offensichtlich mit Persil, dem Waschmittel für strahlende Reinheit, gewaschenen Edelklamotten herumgelaufen sei. „Eher nicht“, lautet dann die vorherrschende Meinung. „Und das“, kläre ich die Kids auf, „nennt sich „Idealisierung“. Bilder zeigen so gut wie nie eine Realität und fast immer eine geschönte Welt. Diese Idealisierung, meine lieben SuS, hat bittere

Konsequenzen, auch für euch. Aber dazu kommen wir dann in der nächsten Stunde.“ Ein Cliffhanger als Schluss einer Stunde ist die Königsdisziplin der Stundengestaltung!

Nicht Ideal

„Meine lieben Kinderchen, in der letzten Stunde habe ich anhand des Porträts von Ludwig XIV. versucht, euch den Begriff „Idealisierung“ anschaulich zu machen. Man kann an diesem Bild Idealisierung gut erklären – wenn man den Kontext dazu benennt oder die richtige Geschichte dazu erzählt bekommt! Hier waren es die Erzählungen aus der Medizinhistorie (Abführmittel, Zahngesundheit) und die hygienischen Verhältnisse in ihrer Raumzeit. Wie wir seit Einstein wissen, gehören Raum und Zeit zusammen: Auch ein Kunstwerk lässt sich deshalb nur aus seiner Raumzeit heraus vollständig verstehen. Heute können wir begründet vermuten: In so sauberen, feinen Klamotten konnte der Kerl damals gar nicht unterwegs gewesen sein, jedenfalls nicht sehr lange. Meistens nimmt man es gar nicht wahr, wie sehr etwas geschönt ist, wie sehr man mit Bildern manipuliert wird.“

Ich zeige den Kids dann die Werbung einer Schweizer Unterwäschefirma, wahrscheinlich aus dem Jahr 2003. Solche heute als sexistisch verschrieene Werbung gab es damals des Öfteren, wie auch Lisa-Marie (Schülerin/Nähe Darmstadt) in Bezug auf eine ähnliche Werbebotschaft schreibt: „Auf der Fotomontage [...] in Bezug auf eine Parfümvermarktung lassen sich viele klare Züge feststellen und eine fast pure Nacktheit.“ So eine Werbung ist heute fast nicht mehr möglich, auch wenn es unbestreitbar ein hübscher Anblick ist – jedenfalls für Männer, die auf Frauen stehen.

Aber auch damals schon galt die Werbung der Unterwäschefirma als grenzwertig im feministischen Sinne. Zu sehen sind die Rückenansichten von drei Frauen, die bis auf einen Schlüpfer und hochhackige Schuhe lediglich noch eine Leiter zum Äpfelpflücken tragen. Und selbst der rückwärtige Teil ihres Schlüpfers besteht aus wenig mehr als aus Zahnseide. Und natürlich darf auch eine Anspielung ans Sündhafte bei diesen knappen Höschen nicht fehlen: Eine der Frauen trägt einen ganzen Korb Äpfel, falls einer nicht reichen sollte, um aus dem Paradies geworfen zu werden.



Auf meine Frage „Schön?“ nickt die männliche Fraktion etwas verschämt, die Mädchen aber diskutieren, ob sie solche Schlüpfer wohl auch tragen würden. Einige merken an, dass ihre Rückseite möglicherweise nicht geeignet sei für Zahnseide.

Wir diskutieren, ob und wie sich die Wahrnehmung dieser Werbung geschlechtsspezifisch unterscheidet. Während die Jungs ihren Blick mehr auf das richten, was in der Kleidung steckt,

ja geradezu vom Höschen abstrahieren, schält sich heraus, dass die Mädels es etwas differenzierter betrachten. Wir kommen überein: der fraglos gewaltige Sexappeal des Werbeplakates lenkt die Jungs eher vom Produkt ab, wobei sich dieses Produkt zugegebenermaßen auch leicht übersehen lässt. Mädels hingegen überlegen, ob so ein Schlüpfer eine Kaufoption darstellt. Und dann kommen wir zu des Pudels Kern: In die Überlegung, ob frau gewillt ist, für so ein Nichts wie die beworbenen Schlüpfer Geld auszugeben, fließt ein, dass dazu auch eine entsprechende Figur gehört, oder, auf den Mephisto gebracht: Die Mädels fragen sich: „Kann ich mit meiner Figur so etwas tragen?“ Ja, so schließe ich die Unterrichtseinheit über „Schönheit“: das Üble an der Werbewelt heute sei, dass die Mädels sich mit Frauen vergleichen müssten, die es so gar nicht gäbe.

Und ich erkläre weiter: Der Skandal, den die Schlüpferwerbung damals auslöste, war weniger darin begründet, dass die Mädels recht spärlich bekleidet auftraten, sondern in etwas anderem: Es waren die ungewöhnlich straffe Haut, die allzu langen Beine, das unnatürlich rundliche Gesäß, das Fehlen jeglicher Fettpölsterchen und das prachtvolle Haar, was die Kritiker auf den Plan rief. Und da ist leider etwas dran, versuche ich den Kids zu erklären. Denn um diesem Ideal näherzukommen, würden viele Mädchen versuchen, ihre Figur zu optimieren – möglichst schlank zu werden, und das kann problematisches Essverhalten begünstigen. Magersucht, medizinisch: Anorexia nervosa, ist eine schwere psychische Erkrankung, die schwierig zu behandeln ist und im schlimmsten Fall tödlich enden kann.

Und noch einmal: Idealisierung

Der Mechanismus, so erkläre ich weiter, sei etwas kompliziert: Es gäbe und gibt Kulturen, in denen füllige Frauen als „schön“ gelten. In einigen, vor allem ländlichen Regionen Mauretaniens – liebe Kinder, das liegt in Afrika –, galt und gilt vereinzelt noch: Je runder die Frau, desto hübscher ist sie. Wo diese Tradition noch lebt, werden junge Mädchen mit literweise Kamelmilch, Couscous, Hirse und dergleichen mehr regelrecht und unter Zwang gemästet. Denn Körpermasse signalisiert Wohlstand und gute Herkunft. Es soll in Mauretanien dieses geflügelte Wort geben: „Eine Frau hat so viel Platz im Herzen eines Mannes, wie sie im Bett einnimmt.“

In Gesellschaften mit schlechter Ernährungslage kann eine füllige Figur als Schönheitsideal gelten. Vielleicht war das auch in der Steinzeit so – ihr erinnert euch noch an die „Venus von Willendorf“? Wir können das nicht wirklich wissen, dafür ist die wissenschaftliche Datenlage zu dürrig. Vom Barock (etwa 1600 bis 1750) wissen wir schon mehr: Das prägende Ereignis dieser Zeit war der Dreißigjährige Krieg (1618–1648). Seine Dauer und Brutalität entvölkerte mit Mord und Totschlag, Hungersnöten und Seuchen ganze Landstriche. In dieser Zeit malte Peter-Paul Rubens Frauen nach einem eher molligen Ideal. Wenn wir heute nicht sagen wollen: „Boah, ist die moppelig“, umschreiben wir das am besten kunstsinnig mit: „Sie hat eine Rubensfigur.“

In der Jetztzeit gilt dick als ungesund, als Zeichen eines ungesunden Lebensstils. Dagegen signalisiert eine schlanke, sportliche Figur: Diese Frau tut was für ihren Body, sie ist selbstdiszipliniert und willensstark! Modefirmen setzen häufig sehr magere Models ein. Vermutlich soll dadurch ein Image von Disziplin, Eleganz oder Exklusivität transportiert werden, das dann auf das Produkt abfährt. Und in den Hochglanzbroschüren für Mode werden diese Frauen dann noch einmal schlanker gephotoshoppt.

Um die SuS nicht mit dieser verstörenden Botschaft in die Pause gehen zu lassen, erzähle ich dann noch diesen Schwank aus der Biologie:

Schon dem alten Charles Darwin, dem Begründer der Evolutionslehre, waren einige echte Merkwürdigkeiten im Tierreich aufgefallen. Mützenrobben können aus einem Nasenloch einen riesigen roten Ballon ausblasen. Seidenlaubenvögel errichten Lauben, die sie mit allerlei

Buntem, bevorzugt in der Farbe Blau, verzieren. Die Hennen der Zebrafinken finden Hähne umso begehrenswerter, je größer deren roter Brustlatz ausfällt. Männchen im Tierreich müssen das Weibchen mit ihrer Schönheit verführen – mit stattlichen Hörnern, komplexen Melodien oder eben mit einem prächtigen Federkleid. Bei Männern reichen zuweilen auch ein Porsche, ein dicker Geldbeutel oder ein hoher sozialer Status.

Darwins Folgerung dazu war: Tiere müssen etwas vorzuweisen haben, um potenzielle Partner rumzukriegen. Ohne diese „sexuelle Selektion“ wäre die Welt stumm und grau, bevölkert von tarnfarbenen Überlebenskünstlern, die sich misstrauisch in ihre ökologischen Nischen ducken würden.

Pfauenhähne signalisieren mit ihren Schwanzfedern der holden Weiblichkeit die Qualität ihrer Gene – ansonsten sei so ein Federschmuck extrem hinderlich. Jedenfalls wenn der Fuchs um die Ecke kommt und es heißt: „Renn um dein Leben!“

„Und hier lauert das Problem“, erkläre ich. „Wir haben das bei Ludwig XIV. kennengelernt, es trat zumindest früher in der Kunst flächendeckend auf. Und heute wird es mit Photoshop ins Extreme getrieben: Es ist die Suche nach dem Ideal! Es ist das kleine oder große Stückchen „Mehr“ als das, was die Natur uns mitgibt.“

Die Zufriedenheit mit dem Naturzustand des Äußeren sei uns Menschen wenig gegeben – das Bestreben nach einem Ideal hingegen sei wohl der tatsächliche mentale Naturzustand.

Übernormale Reizentwicklung

Es wird dann ein noch längerer, aber meiner Ansicht nach notwendiger Lehrervortrag, den ich für Sie, liebe Lesende, hier aus dem Gedächtnis reproduziere. – Ich hoffe bei solchen Lehrervorträgen immer, dass es einigen wenigen gelingt, bis zum Ende zuzuhören. Und auch von Ihnen, liebe Lesende, erhoffe ich, dass Sie hier einmal die Zähne zusammenbeißen und sich mutig durch die Zeilen kämpfen:

Pfauenhennen würden es wohl reizend finden, hätten Hähne noch längere Schwanzfedern. Aber der männliche Pfau verliert das Wettrennen gegen den Räuber, wenn der Schwanz zu lang wird. Der Fuchs beschränke die Länge des Pfauenschwanzes! Noch größere Pfauenschwänze wären für Hennen noch attraktiver, aber für die Hähne eben tödlich. Damit ist diese Reizentwicklung nach oben hin auf natürliche Weise beschränkt.

Bei Menschen, zumal bei US-Amerikanern und in der heutigen Zeit, kann es zu einer Art kulturellen Gegenstücks zur sogenannten „übernormalen Reizentwicklung“ kommen: Mit Hilfe der plastischen Chirurgie kann ein attraktives Merkmal wie die weibliche Brust so aufgeblasen werden, wie es unter rein natürlichen Umständen nicht passieren würde. Die plastische Chirurgie ermöglicht es, den menschlichen Körper über ein „normales“ Maß hinaus zu „manipulieren“. Wir können den Schlankheitswahn als die Suche nach dem Ideal interpretieren. Ein Mädchen kann noch so viel hungern, es wird eine Figur, wie sie in der Werbung gezeigt wird, nie erreichen können. – Weil man solche „Idealfiguren“ nur mit Photoshop hinbekommt! Und leider hat das Stylen, Lasern, Peelen, Spritzen, das Absaugen und Aufpolstern, das Schneiden und Zupfen und das Entknittern mit Salben und Skalpell einen nicht unwichtigen Hintergrund, ganz zu schweigen vom Aufbrezeln und der Frage nach der angemessenen Kleidung zur Mottoparty: Schöne Menschen haben ein schöneres Leben: Ein schöner Schüler bekommt bessere Noten, ein schöner Angestellter ein höheres Gehalt, ein schöner Betrüger eine mildere Strafe.

Um es noch einmal auf den Punkt zu bringen: Schönheit ist eine Wissenschaft für sich und wird vom kulturellen Umfeld, von unserer Erinnerung und der Lebenserfahrung beeinflusst. Aber es gibt auch angeborene Empfindungen des Ästhetischen, die sich sogar mathematisch fassen lassen: Symmetrie ist eine davon, links-rechts-symmetrische Gesichter empfinden die meisten

Menschen als schön. Daneben gilt für Frauen als Ideal ein Taille-Hüfte-Verhältnis von 0,7, ein makelloser Teint und Jugend. Bei Männern gilt im Mittel ein Taille-Hüfte-Verhältnis von 0,9, außerdem sind breite Schultern, ein kräftiges Kinn, markante Züge und eine hohe Statur angesagt. Männer sind bei ihrer Heirat im Mittel vier Jahre älter – die müssen erst etwas erreicht haben, damit sie attraktiv für Frauen werden. Fun Fact: Das Taille-Hüfte-Verhältnis von 0,7 bei Frauen spricht auch blinde Männer besonders an.

Die gute Nachricht ist: Männer sind keine Pfauenhennen! Viele Frauen in unserem Kulturkreis möchten möglichst schlank sein, für Männer ist das aber nur bedingt attraktiv! Natürlich spielt Gesundheit eine wesentliche Rolle bei der Partnerwerbung, und damit wird der Typ „schlanke Frau“ in unserer Gesellschaft assoziiert. Aber um Kinder zu bekommen, müsse eine Frau eben auch ein gewisses Fettpolster haben, um eine Schwangerschaft zu überstehen. Und genau das steckt hinter dem deutlichen Unterschied zwischen Taille und Hüfte von 0,7:1, und diese Kurve ist nicht mit Hungern zu erreichen, sondern verlangt nach einer gesunden, ausreichenden Ernährung und sportlicher Betätigung!

Und schließlich werde ich dann noch ein bisschen staatstragend, um nicht immer nur mit visuellen Reizen zu argumentieren: Ein Ideal zu sein, sei kein wirkliches Muss, einfach weil der Markt der Eitelkeit nur ein Teilmarkt sei, außer vielleicht im Reality-Fernsehen, wo es medienbedingt fast ausschließlich auf das Aussehen ankommt. Dumm aus der spärlich vorhandenen Wäsche zu gucken ist jedenfalls kein Ausschlusskriterium, um als Realitystar zu reüssieren! Aber im wirklichen Leben seien sowohl Mann als auch Frau ein Gesamtpaket, zu dem auch Charakter, Tugenden und Bildung gehören – ein Mensch mit einem guten Charakter fände in aller Regel seinen zu ihm passenden netten Menschen und in dieser Verbindung fänden beide ihr Glück. Oder – andersherum: Schönheit allein ist gar nicht wirklich schön.

Und dann schließe ich diese Unterrichtseinheit mit einem kleinen traurigen Epilog: Über Jahrhunderte war Kunst von der Idee getragen, etwas Schönes zu erschaffen, ja, Kunst galt als das Schöne schlechthin. Die Kunst prägte unsere Vorstellung von Göttern, edlen Menschen und reizvollen Landschaften. In der modernen Kunst scheinen die Künstler eher Angst davor zu haben, etwas „Schönes“ zu gestalten. Vielleicht fürchten sie die Gefahr, ihre Kunst würde dann als Kitsch abgetan! Heute zählt die inhaltliche Auseinandersetzung, der ästhetische Genuss steht eher für Dekadenz.

Endspiel

Nach gut zwanzig Jahren harter Arbeit in Richtung Pensionierung ist es nun bald so weit. Der Kunstlehrer wird als Kunstlehrer zum Schuljahresende verschwinden, sich häuten und als Brieftaube aus der Asche seiner abgebrannten Berufstätigkeit sich flügelschlagend erheben, zu neuen, unbekannten Ufern streben. Denn sich mit Kunst zu beschäftigen und sie als Lehrer anzupreisen, ist ein wenig so, als liefe man mit Katzengold durch die Gegend und hoffte, der Schwindel, nichts wirklich Wertvolles in der Tasche zu haben, fliege nicht irgendwann doch auf. Gilt nicht für die gesamte Kunst, aber schauen wir einmal.

Ein letztes Mal führe ich eine Klasse in der Q4 (Qualifikationsphase, also das zweite Halbjahr der Jahrgangsstufe 13) zum Abitur. Natürlich habe ich allen SuS abgeraten, sich in Kunst prüfen zu lassen – das würde schiefgehen, weil ich mich kaum an den Lehrplan gehalten habe.

Andererseits ist das erfahrungsgemäß auch nicht wirklich wild, weil meine SuS in den zurückliegenden Jahren trotzdem immer gut abgeschnitten haben. Lehrpläne sind in dieser Hinsicht offenbar wenig prüfungsrelevant. Aber natürlich argumentiere ich gegenüber den SuS anders: „Wer sich unbedingt in Kunst prüfen lassen will, sollte eine Präsentationsprüfung machen. Da kann man eine künstlerische Arbeit zu Hause vorbereitet und dann in einer Art Kolloquium vorstellen.“ Themen dazu zu finden, machte mir immer viel Spaß. Hier eine kleine Auswahl, falls Sie als Leser auch einmal eine Präsentation halten wollen – nur zu. (Vielleicht haben Sie ja noch kein Abitur, haben es aber drauf?) So eine Präsentation eignet sich sicherlich auch zur Unterhaltung gelegentlich eines geselligen Abends statt anstelle einer Dia-Vorführung mit den Fotos aus dem letzten Urlaub – Dia-Abende sind ja etwas aus der Mode gekommen!

Digitale Wahrheiten Galten Bilder bis in die 70er-Jahre des 20. Jahrhunderts noch weitgehend als authentisch und als Abbild der Wirklichkeit, so hat sich dies seit der Einführung der Digitalfotografie und der digitalen Bildbearbeitung grundlegend verändert: Heute müssen wir davon ausgehen, dass die meisten gedruckten Bilder nachbearbeitet sind. Schwerpunkt der Präsentation sollen Beispiele der Bildmanipulation und ihre Gefahren sein, z. B. die Veränderung der weiblichen Figur zu einem Idealkörper, der den eigenen Körper zwangsläufig als minderwertig erscheinen lässt. Bei den Beispielen können auch KI-generierte Bilder oder Deepfakes herangezogen werden. Eine eigene fotografische Arbeit zu diesem Thema kann die Präsentation abrunden.	War Joseph Beuys dada? (Prüfung aus dem Jahr 2016) Zum 100-jährigen Jubiläum von Dada soll der Einfluss dieser Kunstrichtung anhand von Beispielen, insbesondere bei Joseph Beuys, untersucht werden. Dabei können Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen der Kunst von Joseph Beuys und dem Dadaismus herausgearbeitet werden. Eine eigene Dada-Arbeit kann die Präsentation abrunden.
Entwicklung einer Automobil-Karosserie oder auch eines Teils davon im Stil des Barocks Aktuelle Entwicklungen in der Automobilindustrie eröffnen völlig neue Möglichkeiten im Design: Durch das 3-D-Druckverfahren werden zukünftig individuell angepasste Karosserien möglich. Entwerfen Sie eine Karosserie oder auch nur einen Teil davon im Stil des Barocks.	Barbie-Fashion im Stil der Modefotografin Ellen von Unwerth (*1954) Entwerfen Sie Kleidung und Accessoires für Barbie-Puppen mit verschiedenen Techniken: Sie können sie nähen, kleben oder Vorhandenes zweckentfremden. Inszenieren Sie anschließend mit Barbie-Puppen als Modellen ein Modeshooting im Stil von Ellen von Unwerth.

Das Wichtige daran sei, so erkläre ich den Kids, dass es dann wirklich nur um das Thema der eigenen künstlerischen Arbeit gehe. Darin Experte zu werden, sei relativ einfach. In einer mündlichen oder schriftlichen Prüfung hingegen würde man leicht auf dem falschen Fuß erwischt werden können. Die meisten Kids haben diesen Überlegungen folgen können, aber das Thema Abiturprüfungen hat sich in meinem letzten halben Jahr sowieso erledigt – niemand will sich in diesem Kurs bei mir prüfen lassen. Und so beendet der Altgewordene seine Laufbahn als Kunstlehrer in einer Art Fiebertraum der Notengebung: „Ihr müsst versteh’n – die Drei mach gleich – so bist du reich! Aus Fünf mach Sechs, mach Sieben und Acht, so ist’s vollbracht, und Zehn und keins, das sei des Kunstlehrers Einmal-Eins!“

Kunstaktion Flatz

Ich lese abends zur Erbauung, dass der österreichische Aktionskünstler Wolfgang Flatz (*1952) in Berlin eine tote Kuh von einem Hubschrauber abwerfen lässt, er selbst hängt während der Performance nackt, blutend und in Kreuzigungspose an einem Baukran. Dazu spielt seine Band ein Musikstück mit dem Namen „Fleisch“. Zwar findet die Aktion schon 2001 statt, aber irgendwie ist so ein Kunstwerk ja doch etwas für die Ewigkeit – jedenfalls hellt sie mein dunkel umwehtes Gemüt ein wenig auf!

Gegen die Performance hatte im Vorfeld ein 13 Jahre altes Mädchen Klage eingereicht. Das Oberverwaltungsgericht urteilt allerdings, die 13-Jährige sei nicht gezwungen, sich diese für sie unzumutbare Aktion anzusehen. „Ja“, denke ich, „so geht Jugendschutz! Nicht immer alles gleich verbieten!“ Ein paar Tierschützer bereichern die Kulisse mit Transparenten: „Perversität gegen Tiere hat keine Grenzen“ oder „Auch Tiere haben Rechte“. Dummerweise ist eine tote Kuh ein Lebensmittel, und es strafzubewehren, Lebensmittel aus einem Helikopter zu werfen, hat der Gesetzgeber bisher versäumt. – Der Polizei sind zumindest bezüglich des Tieschutzes – die Hände gebunden!

Beim Aufprall explodieren im Inneren der Kuh Feuerwerkskörper. Der SPIEGEL notierte, der Abwurf der toten Kuh aus dem Hubschrauber sei ohne Zwischenfälle verlaufen! „Na ja“, denke ich, „die Kuh war halt schon tot, und so blöd, sich unter eine Kuh zu stellen, die an einem Helikopter hängt, und erwartbar gleich losfliegt, war keiner der 3.000 Zuschauer.“

Die Kuh wäre sowieso geschlachtet worden, verteidigt der österreichische Künstler seine Aktion, aber so habe die Kuh noch die Ehre erfahren, zu Kunst zu werden. – „Allerdings“, so sinniere ich, „ein Kochkünstler hätte die Kuh vielleicht nicht in ein doch recht unansehnliches und wenig haltbares Kunstwerk transsubstantiniert, sondern vielleicht zu einem köstlichen Tafelspitz verarbeitet! Bin ich ein Kunstbanause!“, denke ich. Und dann lese ich noch: Die Aktion wurde unter anderem von Zigaretten- und Bierherstellern gesponsert. „Ja“, denke ich, „das macht die wirkliche Kunst aus, dieser innere Widerspruch in vollkommener Balance zwischen Message und Kommerz, zwischen der Zurückweisung des Fleischkonsums bei gleichzeitiger Werbung für einen ordentlichen Schluck aus der Pulle und eine Kippe – genial!“ Ganz zurecht baut man ihm in seiner Geburtsstadt Dornbirn das Flatz-Museum, das am 24.07.2009 um 22 Uhr feierlich eröffnet wird.

Die Kunst ist noch gar nicht da

Als Einführung erzähle ich den Kids erst einmal, dass Kunst im Mittelalter eigentlich noch gar keine Kunst im heutigen Sinne ist, sondern eher eine Art Kunstgewerbe – etwa so, wie man Kuckucksuhren herstellt. Wir diskutieren, woran das wohl gelegen haben mag. Ich frage zum Beispiel, wo denn die Kaiser und Könige im Mittelalter leben. Es gibt Kids, die im Geschichtsunterricht aufgepasst haben und antworten: „Mal hier, mal da! Die reisen unentwegt durch die Lande und erwarten, dass ihre Gastgeber sich ordentlich ins Zeug legen, sie zu

versorgen. Wenn denen dann die Vorräte ausgegangen sind, ziehen die Heuschrecken – also die Herrscher und ihr Gefolge – weiter.“ Die Landwirtschaft prägt das Land; größere Ansiedlungen entstehen vermehrt erst im 10. Jahrhundert.“

Fun Fact: Wegen Seuchen wie der Pest sowie der immer wieder aufflammenden Fehden und Kriege sind Städte auf Zuwanderung angewiesen! Das Thema Zuwanderung ist also überhaupt nicht neu! Städte sind Einwandererstädte! Fachkräftemangel! Man lockt Bauern an, indem man ihnen die Freiheit verspricht: Ein unfreier Bauer, der es in die Stadt schafft, wird nach einem Jahr (und einem weiteren Tag) frei – was später zum geflügelten Wort wird: „Stadtluft macht frei nach Jahr und Tag!“ Und natürlich gibt es auch Wirtschaftsmigranten! Menschen verlassen das Bauernland auch deshalb, weil sie sich in der Stadt bessere Lebensbedingungen versprechen. Gar nicht so anders als heute. Die Städte entwickeln sich zu Verkehrsknotenpunkten, bündeln Handel, Handwerk und weitere Gewerbe und erschließen neue Absatzmärkte.

Wir diskutieren, was das für die Kunst bedeutet: Einige Thesen finden sich: „Kaiser und Könige haben sowieso schon viel Gepäck, da schleppen die nicht auch noch Bilder herum.“ „Die haben dann auch keine Wände, wo sie die Bilder dranhängen könnten.“ „Kunst ist ja unproduktiv im Vergleich zum Bäcker, Fleischer, Töpfer, Schmied, Weber, Schneider und dergleichen!“ „Eine Stadtbevölkerung muss sich Kunst erst einmal leisten können – und große, reiche Städte gibt es damals erst noch kaum.“ „Wenn der Markt für Kunst sehr klein ist, und es nur wenige Menschen gibt, die davon leben können, kann sich auch keine künstlerische Tradition entwickeln.“ Wir finden noch weitere interessante Aspekte und ich streue noch ein bisschen von meinem vorbereiteten Wissen ein: „Wie auch heute ist die Gesellschaft in Ober-, Mittel- und Unterschicht gegliedert, mit einer sehr kleinen Oberschicht aus Adel und wohlhabenden Patriziern, die sich Luxusgegenstände überhaupt leisten konnten. Die Mittelschicht, die die Hauptlast der Wirtschaft in den Städten trägt, ist in Zünften und Gilden organisiert. Zur Unterschicht gehören dann Handwerksgesellen, Tagelöhner und Vertreter der „unehrlichen“ Berufe wie Henker, Prostituierte, Bettler, fahrende Spielleute, Gaukler. Und es gibt die Behinderten und chronisch Kranken. Ich fasse zusammen: Es gibt noch kaum dauerhaft an einem Ort residierende Fürsten. Die Kunst dient fast ausschließlich der Kirche und dem Adel. Der Markt für Kunst ist entsprechend klein. Und schließlich ist der Künstler damals Handwerker und Mitglied einer Zunft.

Und dann kann ich es mir nicht verkneifen, auch noch etwas zur humanistischen Bildung der Kids beizutragen, und doziere: „Die bildenden Künste werden im Mittelalter weder zu den neun Musen noch zu den sieben freien Künsten, den „Artes liberales“, gezählt. Die heutigen Museen leiten ihren Namen zwar von den Musen ab, aber diese Musen haben nichts mit den bildenden Künsten am Hut! Zunächst einmal: Diese hochberühmten Schwestern sind alle von Zeus gezeugt und Töchter der Mnemosyne.“ Da Schüler/Innen/Div. in der Regel eher nicht in der Mythologie der alten Griechen bewandert sind, gebe ich diesen Hinweis: „Mnemosyne ist die Tochter des Uranos und der Gaia, gehört somit zu den Titanen und gilt als Göttin der Erinnerung.“ „Bekanntlich“, so erzähle ich weiter, „ist Zeus mit Hera zusammen. Da kann man auch als Gott nicht ständig mit einer anderen rumvögeln. Und so erzählt der alte griechische Dichter Hesiod, dass sich das Paar – fern der übrigen Götter neun Nächte lang vergnügt hat und zack: Neun Töchter! Kriegt man nur als Gott hin, wenn überhaupt!“

Jedenfalls entsprangen so die Musen, die da wären: Polyhymnia ist für Hymnen und den feierlichen Gesang und für die religiöse Dichtung zuständig, Kalliope für die epische Dichtung, Erato für die Liebeslyrik. Melpomene ist für das Tragische Fach zuständig, Thalia für das Komödientheater. Euterpe ist die Muse der Musik und des Flötenspiels, Terpsichore ist der Tanz zugeordnet. Dann ist da noch Klio als Muse für Geschichtsschreibung und schließlich Urania für die Astronomie, die früher auch die Astrologie beinhaltete. So ungefähr!

Die sieben freien Künste spielen in der antiken und mittelalterlichen Bildung eine zentrale Rolle als eines freien Mannes würdige Bildung und Tätigkeit. Als freier Mann gilt hier, wer nicht zum Broterwerb arbeiten muss. Zum Trivium gehören Grammatik, Rhetorik und Logik, zum Quadrivium die Arithmetik, die Geometrie, die Musik und schließlich die Astronomie/Astrologie. Diese sieben freien Künste gelten als höherrangig im Vergleich zu den praktischen Künsten, den „Artes mechanicae“. Selbst innerhalb der Artes mechanicae erscheinen die bildenden Künste oft nicht als eigenständige Kategorie, sondern werden z. B. der armatura zugerechnet, also dem Bereich der Herstellung von Waffen, Rüstungen und Ausstattungsgegenständen. Vielleicht, weil die Schilder der Ritter immer so schön bemalt waren.

Und dann erkläre ich weiter: Aber da ist noch etwas, das man leicht aus dem Auge verliert: Das Mittelalter gilt gemeinhin als Dunkelzeit, Licht ins Dunkle bringt nur das Christentum! Die Kirche beherrscht das Leben der Menschen. Die Klöster sind die Zentren für Bildung, Wissenschaft und Wirtschaft. Und vor allem da, in den Kirchen und Klöstern, finden wir dann doch Bilder und Skulpturen und Plastiken. Und wen sollte es wundern? Die Kunst dient der Verbreitung religiöser Botschaften, der Stärkung des Glaubens und der Veranschaulichung biblischer Geschichten. In einer Zeit, in der außer Mönchen nur ein kleiner weiterer Teil der Bevölkerung lesen und schreiben kann, sind solche Bilder das Mittel der Wahl für die christliche Propaganda!

Schließlich gibt es dann noch die Miniaturmalerei in Büchern. Bücher werden vor der Erfindung des Buchdrucks durch Johannes Gensfleisch zur Laden, genannt Gutenberg (*um 1400; †1468) vor allem in Klöstern abgeschrieben. Und weil man gerade dabei ist, so etwas Kostbares zu schaffen, pimpert man die Bücher noch mit kleinen Bildchen auf. Und so eine Miniatur habe ich Euch heute mitgebracht: Aus dem um 1300 entstandenen Codex Manesse: „Der Schulmeister von Esslingen“.



Aus dem Codex Manesse: der
Schulmeister von Esslingen (um 1399)



Man beachte: Den Künstler kennt man nicht – es zählt nur das Werk und mehr noch, das Werk selbst soll etwas erzählen: Ereignisse, die sich in der Bibel zugetragen haben oder eben, wie es damals in der Schule zugeht: Wir sehen den Oberschulmeister am Lehrerpult vor seinen Schülern sitzend, mit einer Zuchtrute in der Linken. Rechts darunter sieht man den Unterschulmeister, ebenfalls mit einer Zuchtrute in der Hand. Beide Schulmeister scheinen je zwei Schüler unter ihrer Knute zu haben. Ich diskutiere mit den SuS die Perspektive im Bild. „Gibt gar keine“, monieren die Kids. „Die haben nicht einmal ein Buch perspektivisch hinbekommen!“ „Doch, doch“, erkläre ich, „die haben nur eine etwas autoritäre Art der Perspektive: Je wichtiger einer ist, desto größer ist er dargestellt! Der Oberschulmeister ist ganz groß, der Unterschulmeister ist immer noch recht groß, die Schüler vom Oberschulmeister sind

schon recht klein und die Schüler vom Unterschulmeister sind am kleinsten. Das nennt sich Bedeutungsperspektive.“ Fun Fact (im Unterricht nicht thematisiert): Die kleinen Schüler tragen erstaunlich durchscheinende Gewänder, warum auch immer. Vielleicht hatte der Künstler, der diese Miniatur malte, einfach Spaß daran, kleine Pimmelchen zu malen, die man durch die Kleidung zwischen den Schenkeln hervorlugen sieht.

„Ach“, stöhne ich in die Klasse, „waren das noch schöne Zeiten, als man ungezogene Schüler noch verhauen durfte.“ Die SuS gucken irritiert, und ich beende den Unterricht mit den Worten: „War ein Scherz!“ Hin und wieder muss man lügen!

Der Künstler betritt die Bühne

„Wer ist der berühmteste Maler?“, beginne ich den Unterricht. Bis auf einige coole Jungs, für die der Kunstunterricht unter ihrer Würde ist, zeigen alle auf, und einige rufen voller Begeisterung, weil sie endlich mal was wissen: „Leonardo da Vinci!“ „Ja, kann man so sehen“, pflichte ich bei. „Aber schon komisch“, merke ich an. „Kaum ist das Mittelalter rum, aus dem man kaum die Namen von Künstlern kennt, tauchen jetzt Kunstschafter auf, die selbst heute noch jeder kennt, selbst ihr! Damit wird jetzt nicht nur das Bild wichtig, sondern auch derjenige, der es malt! Neben seinem Werk wird auch sein Genie bewundert.“

Ich lasse die Kids ein bisschen rumraten und wir vermuten: Es gibt jetzt größere Städte und reichere Bürger, der Adel hat Paläste und zum Flexen („Angeben“ im Schülersprech) gibt es noch keinen Rolls-Royce, keine Rolex-Uhren oder den Thermomix, da muss halt die Kunst herhalten! Und weil jetzt das Spiel: „Kunstwerk, Kunstwerk an der Wand, wer hat die Schönsten im ganzen Land?“ gespielt wird, werden auch diejenigen wichtig, die eben diese schönsten Bilder malen können: „Ich kann mir den Maler Leonardo aus dem Ort Vinci leisten und du nur einen aus dem Dorf Vagliagli!“ Fun Fact: Vagliagli ist zwar bekannt für seine malerische Landschaft und Weinproduktion, aber nicht für einen weltweit berühmten Künstler! „Die Kunst der Renaissance unterscheidet sich deutlich von der Kunst aus dem Mittelalter. Am Übergang zur Neuzeit gewinnen die Städte weiter an wirtschaftlicher und politischer Bedeutung, emanzipierten sich dabei von der Feudalherrschaft und mit ihnen der Mensch, der darin lebt und arbeitet. Das gilt besonders für den Künstler. Was ist jetzt das Neue an der Malerei?“, frage ich. Und wieder zeigen bis auf einige coole Jungs alle auf, und einige rufen voller Begeisterung, weil sie endlich mal was wissen: „Die Zentralperspektive!“ Und ich denke mir: „Hat ja doch was genutzt, der Kunstunterricht!“ „Ja“, nicke ich, „und diese geometrische Konstruktion mit dem Lineal, die euch so viel Mühe in der 9. Klasse gemacht hat, setzen nun die Künstler raffiniert ein, um ihr Fach aufzupumpen! Lassen wir einmal den florentinischen Maler Cennino Cennini und sein Buch „Libro d'arte“ vom Anfang des 15. Jahrhunderts zu Wort kommen. Ich lese vor:

„Die würdigste Beschäftigung ist und bleibt doch die Pflege der Wissenschaft. Von ihr geht aus und stammt eine andere Arbeit, die einerseits in der Wissenschaft ihr Fundament hat, andererseits aber auch in Handarbeit besteht, und das ist die Kunst, die man malen nennt.“

„Und auch Leonardo da Vinci haut in seinem „Libro de Pittura“ einen raus, wenn er erklärt, die Malerei sei eine Wissenschaft, die auf Perspektive, einem Zweig der Optik, beruhe. Sie sei der Poesie und der Musik überlegen – ihr erinnert euch, das sind beides Künste, für die Musen zuständig und die damit beinahe göttliche Angelegenheiten sind!“ Die Malerei und die Skulptur seien den anderen Künsten überlegen, weil sie „ingegno“, „difficoltà“ und „perfezione“, also weil sie Einfallsreichtum voraussetzen, schwierig auszuführen seien und Perfektion verlangen! Die Malerei trage das Licht in sich, der Maler könne durch Farbe und Perspektive überzeugen und Stimmungen gestalten. Und weil er Michelangelo, der ja vor allem Bildhauer war, nicht so recht leiden kann, behauptet er, dass im Gegensatz zur Malerei die Skulptur auf Beleuchtung von außen angewiesen sei, der Steineckel das Licht nicht selbst gestalten könne. Dass der

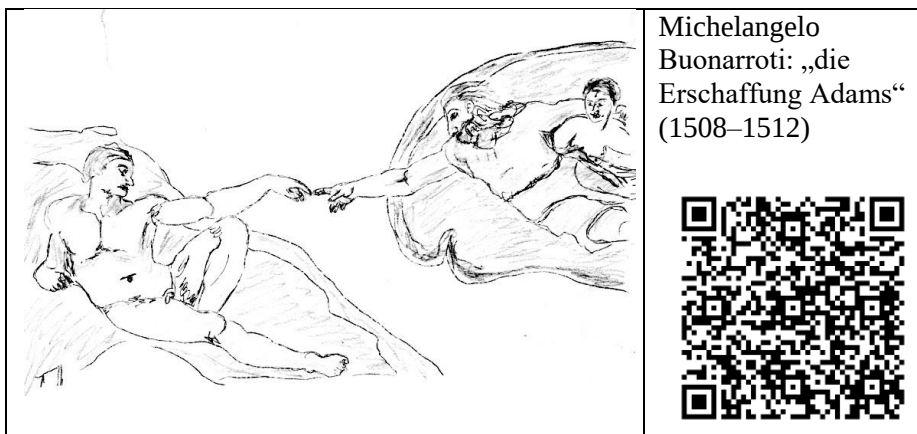
Bildhauer ein schwieriger zu bearbeitendes und länger haltbares Ausgangsmaterial bearbeite, sei nicht seine eigene Leistung, sondern Leistung des Materials. Dafür müsse er harte körperliche Arbeit verrichten, während der Maler vor allem geistig arbeite. Und das zählt schließlich bis heute mehr! Im Wettstreit zwischen Malerei und Bildhauerei sei daher die Malerei die höhere Kunst.

Schließlich führe ich noch ein theoretisches Modell ein, das uns durch die nächsten Stunden führen wird. Wir unterscheiden: (1) den Künstler, (2) das Kunstwerk, (3) den Auftraggeber beziehungsweise Käufer und (4) den Betrachter. Für das Mittelalter gilt überwiegend: Der Künstler zählt wenig. Das Werk gilt noch nicht als Kunstwerk im heutigen Sinne. Der Kirche als Auftraggeber dient es unter anderem der Darstellung biblischer Erzählungen. Den Gläubigen, von denen viele weder lesen konnten noch Zugang zu einer Bibel hatten, bringt es die biblischen Erzählungen näher.

Die Kunst des Angebens

Ich bringe es den SuS in der darauf folgenden Stunde zunächst noch einmal auf den Punkt: Das Neue nach dem Mittelalter ist nicht nur die Malweise, sondern auch die Bedeutung, die dem Künstler zukommt – im Mittelalter ging es um das Werk, es war ein Handwerk, niederes Handwerk, vor allem, wenn es um das Anmalen von Schilden für die Ritter ging. Und weil Leonardo da Vinci sich so herablassend über die Skulptur ausgelassen hat, zeige ich den SuS das Bild von Michelangelo Buonarroti: „Die Erschaffung Adams“. Michelangelo konnte nicht nur wie kaum je ein anderer Marmor behauen, sondern auch so gut malen, dass es für unsterblichen Ruhm dicke reichte.

Das Fresko „Die Erschaffung Adams“ ist eines meiner Lieblingsbilder, ich überlege, es nach meiner Pensionierung als Deckengemälde in meinem Wohnzimmer anzubringen, wobei ich Adams Zipfel dann doch etwas größer gestalten würde: Während Gott mit einer nackten Frau im Arm durch die Lüfte saust, was Michelangelo, wie ich finde, überaus gelungen in Szene gesetzt hat, verpasste er Adam einen so winzigen Pimmel, dass man ihn eigentlich noch nicht recht als Mann ernst nehmen kann – jedenfalls aus der Sicht einer Eva, die nach einem befriedigenden Sexualleben Ausschau hält. Vielleicht wird es ja noch was, wenn Gott dem Adam nicht nur den Lebensodem einhaucht, sondern auch noch anatomisch nachbessert.



Die Kids kennen den Titel des Bildes und ich frage erst einmal, was sie denn da so sehen. Wir tragen den Bildinhalt zusammen: ein muskelbepackter Adam liegt schlaff auf dem Boden, er ist nackt, quasi wie Gott ihn schuf, sein Pimmelchen liegt wie ein Würmchen auf seinem Oberschenkel. Gott fliegt kraftvoll und in einem Barbie-rosa Nachthemd gehüllt aus einer Art Wurmloch hervor. Hinter ihm drängeln sich lauter nackte Buben, und er hält eine nackte Frau im Arm.

Ikonisch ist, wie Adam seinen linken Arm fast zufällig in Richtung Gott hält, schlaff und auf sein Knie gestützt, während der herandonnernde Gott den seinen lässig Richtung Adam hält – die Zeigefinger der beiden berühren sich fast – man erwartet förmlich, dass gleich in einer Art Frankenstein-Erschaffungs-Move ein elektrischer Funke zwischen den Fingern aufzuckt und dem Adam Energie reinhaut.

Das Wesentliche an diesem Bild ist aber, so erläutere ich den Kids, dass es eine Art 1-Bild-Comic darstelle: Es ist ein Erzählbild, das den Gläubigen, die ja in der damaligen Zeit meist nicht lesen und damit auch nicht in der Bibel schmökern konnten, die biblischen Erzählungen näher bringen sollte. Das ist immer noch so, wie es im Mittelalter war. Der Papst hat mit dem Auftrag an Michelangelo durchaus einen Bildungsauftrag für seine Schäfchen im Sinn. Geld für eine Kirche auszugeben, ist darüber hinaus eine fromme Tat und soll Gott davon ablenken, sich die Schandtaten des gerade regierenden Papstes genauer anzusehen. Das gilt eigentlich für alle anderen reichen Leute auch: Geld für Kunst in der Kirche zu spenden, gilt als gottgefälliges Werk und kann im Idealfall vor der Hölle bewahren oder wenigstens vor einem jahrelangen Rumhocken im unangenehm heißen Fegefeuer!

Dazu kommt: Zu der Zeit sind Päpste auch weltliche Herrscher und Kriegsherren. Und als solche wollen sie flexen: Ich kann mir den besten und teuersten Künstler leisten. Fun Fact: Michelangelo hat mit seiner Kunst tatsächlich ein Vermögen erwirtschaftet: Als er starb, fand man in seinem Nachlass 2000 Goldmünzen. Die Mär vom brotlosen Künstler ist nicht immer richtig, früher wie heute sind berühmte Künstler so etwas wie Popstars.

Dann werde ich etwas gemeiner: Ich sage: „So, so, da liegt also Adam und Gott fliegt durch die Lüfte! Keine Frage, als Gott sollte er das Fliegen drauf haben, aber hier meine Frage: „Woher wusste Michelangelo, wie Adam aussieht und vor allem – wie Gott?“ Verblüfftes Schweigen! Eine durchaus clevere und bibelfeste Schülerin vermutet: „Für Adam hat er sich halt ein Modell auf der Straße gesucht, das seiner Meinung nach gut passt und Gott – in der Bibel steht ja: „Und Gott schuf den Menschen nach seinem Bilde; nach dem Bilde Gottes schuf er ihn.“ Das gilt dann auch umgekehrt: Gott sieht aus wie ein Mensch!“ Da läge es nahe, sich ein weiteres Modell von der Straße zu holen, halt ein etwas Älteres mit Bart! „Ja, schlau, aber falsch!“ entgegne ich. „Erstens ist Adam eine biblische Figur und keine historische – einen von Gott geschaffenen ersten Menschen, der dann aus dem Paradies geworfen wurde, hat es nach Faktenlage nicht gegeben. Und Gott als alten männlichen weißen Mann in Szene zu setzen, war zur damaligen Zeit vielleicht naheliegend. Aber einen heute noch anbetungswürdigen Gott so darzustellen, verbietet sich schon aufgrund der Proteste aus dem feministischen Lager!“ Wir gelangen schließlich zu diesem Fazit: Wir sehen hier die Interpretation einer biblischen Geschichte, so wie sie sich der Künstler vorstellt, die aber keinerlei historischen Bezug zum Ort und zu den Darstellern aufweist.

Wir unterscheiden wieder: Künstler – Bild – Besitzer – Betrachter: Der Künstler verdient viel Geld und gewinnt hohes Ansehen. Das Bild zeigt keine beobachtete Wirklichkeit, sondern die Vorstellung des Künstlers. Der Auftraggeber demonstriert mit dem Bild Macht und Reichtum und verbindet seine Stiftung zugleich mit der Hoffnung auf göttlichen Lohn. Der Betrachter erfährt religiöse Belehrung, wird zur Andacht angeregt und erkennt zugleich die gesellschaftliche Ordnung, in der er lebt, insbesondere, wer über ihm in der gesellschaftlichen Hierarchie steht.

Institut für Kunstvalidierung (i.G.)

In einem sehr, sehr stillen Moment besinne ich mich auf meine Kernkompetenz im Wirkungsbereich Kunst – denn was mache ich eigentlich als Kunstlehrer den ganzen Tag? Kunstwerke herstellen? Nö! Kunst nach ihrer Qualität beurteilen? Exakt, ja, genau. Ich bin zu einer Koryphäe in der Beurteilung von Kunstwerken herangereift! Ich behaupte – und stelle das

meist unwidersprochen tagtäglich unter Beweis –, ich kann mit einem Blick die Qualität eines Kunstwerkes auf einer Skala von 0 bis 15 beurteilen! Und in diesem sehr, sehr stillen Moment wird mir klar, wie ich die Welt ein Stück besser machen kann mit meinen Fähigkeiten. Ich beschließe, das „Institut für Kunstvalidierung i.G.“ zu gründen. I.G. heißt in diesem Zusammenhang, dass ich mir die eigentliche Gründung erspare und stattdessen einem Institut in Gründung vorstehen werde – bürokratische Anstrengungen möchte ich mir erst einmal ersparen. Aber Institut klingt auf alle Fälle wichtig und seriös. Unabhängig davon, dass das Institut ewig in seiner Gründungsphase feststecken wird, würde es seinen Betrieb mit folgenden Dienstleistungen aufnehmen:

Werbetext:

- *Sie haben sich richtig Mühe gegeben, mit Herzblut gemalt und nun Angst, dass Ihr Werk nicht als Kunst anerkannt wird?*
- *Eines Ihrer Enkelkinder hat Ihnen ein Bild geschenkt und Sie sind sich nicht sicher, ob das Kind nicht zu einem zweiten Michelangelo oder wenigstens einem Jean-Michel Basquiat heranreift?*
- *Sie haben ein Bild an der Wand, das Sie großartig finden, Ihr Besuch jedoch lacht und behauptet, das sei bloß Kitsch.*
- *Sie haben einfach Probleme, etwas als Kunst anerkannt zu bekommen?*

DAS IST KEIN PROBLEM MEHR!

Denn nun gibt es das IfKV i.G. Unser Institut stellt Ihnen (gegen eine geringfügige Gebühr) ein Zertifikat aus, aus dem eindeutig hervorgehen wird: es handelt sich um ein validiertes Kunstwerk. Die Urkunde kann ausgestellt werden mit dem Urteil: (1) Kunst (ganz geringe Gebühr); (2) große Kunst (geringe Gebühr); (3) ganz große Kunst (Gebühr); (4) bedeutendes Kunstwerk (gebührende Gebühr).“

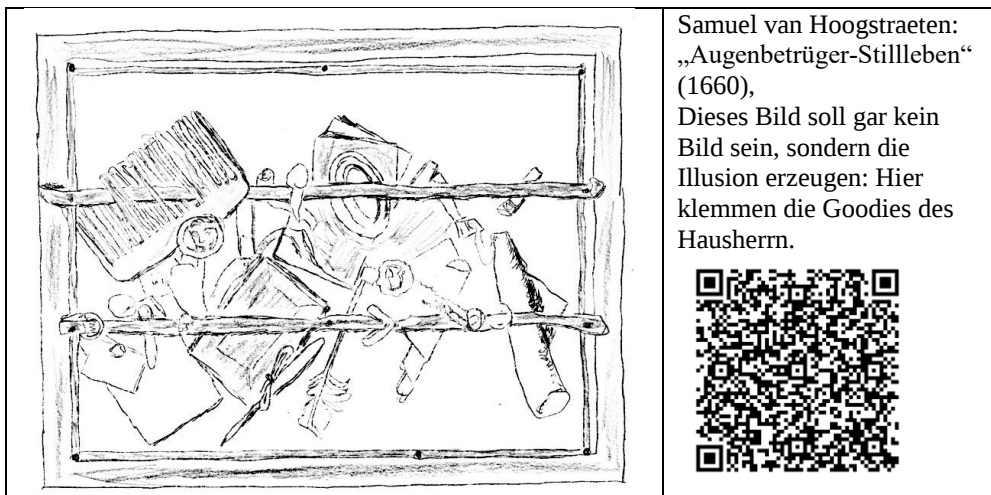
Schnell habe ich mir eine aussagekräftige URL gesichert und eine Website aufgesetzt, auf der ich meine Dienstleistung als Kunstvalidierer darstelle, mit Urkundenbeispiel und Preisliste. Nach einem Monat wird mir langsam klar, dass es offenbar nicht genügt, eine gute Idee zu haben. Oder Qualifikationen. Oder sogar beides. Niemand findet mein Angebot. Die Welt nimmt mich als quasi-amtliches Eichamt für Kunstqualität einfach nicht wahr. Aber dann doch! Eine erste Kundin meldet sich. Leider stellt sich heraus, dass meine Liebste eine Freundin bestochen hat, meine Dienste nachzufragen, weil ich ihr leidtue. Aber immerhin – ich habe mein erstes Kunstwerk als Kunst klassifiziert. Vielleicht melde ich mich jetzt beim Guinness World Record an als der Mann, der die meisten Kunstwerke auf der Welt validiert hat!

Die Kunst, keine Kunst zu sein

Als Nächstes ist in meinem Unterricht ein Bild aus dem holländischen Barock dran: ein „Augenbetrüger-Stillleben“ (Fachbegriff: Trompe-l’œil-Stillleben um 1660), gemalt von Samuel van Hoogstraeten (1627–1678). Samuel konnte nicht nur malen, sondern war auch Kunsttheoretiker. Tatsächlich ist er für seine Kunsttheorie berühmter als für seine Gemälde. Darüber hinaus ward er auch von den Musen Melpomene und Euterpe geküsst – er hinterließ der Nachwelt zahlreiche Trauerspiele und Lobgedichte. Sei es drum: In der Trompe-l’œil-Malerei gaukelt man dem Betrachter eine Wirklichkeit vor, die gar nicht existiert. Das können architektonische Schmuckelemente sein, scheinbar offene Fenster oder eben ganz alltägliche Gegenstände. In Wohnräumen schafft man damit gern auch nicht vorhandene Ausblicke auf arkadische Landschaften. Diese Form der malerischen Gaukelei ist an sich ein alter Hut, es gibt sie schon, bevor Pompeji untergeht. Aus der Antike ist – von Plinius dem Älteren – der berühmte Wettstreit zwischen Zeuxis und Parrhasios überliefert: wer der größere Meister der naturgetreuen Malerei sei. Zeuxis legt vor

mit so genau gemalten Weinrauben, dass Tauben herbeifliegen und nach ihnen picken. Parrhasius hingegen stellt den Rivalen vor ein Gemälde, das augenscheinlich von einem Vorhang verdeckt ist. Als Zeuxis diesen Vorhang ungeduldig beiseiteschieben will, um endlich das Kunstwerk zu sehen, zeigt sich – der Vorhang selbst ist das Gemälde. Reingefallen und verloren! Im Mittelalter spielte diese Art illusionistischer Malerei allerdings kaum noch eine Rolle; erst in der Renaissance erlebte sie mit der Wiederentdeckung der Zentralperspektive eine neue Blüte.

Ich frage die SuS, was sie denn da so sehen, ohne ihnen den Titel des Bildes oder sonst irgendetwas zu verraten. Wir tragen zusammen: Da ist ein Brett mit Riemen, und hinter die Riemen gesteckt sind einige Goodies des Hausbewohners – Schränke gab es vielleicht noch keine, jedenfalls noch keine von Ikea. Wir sehen: Kamm, Rasiermesser, Zwickerbrille, Gänsefeder zum Schreiben, dazu Heft und Papier, Siegellack, eine Schere, eine Urkunde mit zwei Bändern und Siegeln, eine schwere Goldkette. Damit diese Sachen nicht durch die Riemen fallen, sind in unregelmäßigen Abständen weitere Nägel durch die Riemen geschlagen. Einige Nägel sind so eingeschlagen, dass sie als Aufhänger dienen können. „Was genau ist das?“ frage ich schließlich. Die Kids gucken ein bisschen ratlos und dann überrascht, als ich ihnen erkläre: Diese Gegenstände würden nicht in einem Museum ausgestellt sein, um zu zeigen, wie die Leute früher ihre Sachen aufbewahrt haben, sondern das ist einfach nur ein Gemälde! Auch der Rahmen gehört zum Gemälde.



Samuel van Hoogstraeten:
„Augenbetrüger-Stilleben“
(1660),
Dieses Bild soll gar kein
Bild sein, sondern die
Illusion erzeugen: Hier
klemmen die Goodies des
Hausherrn.



Wir gucken uns das Bild dann noch etwas genauer an: Alles ist so gemalt, dass ein Höchstmaß an Naturtreue erreicht wird. Der Farbauftrag ist nicht als Farbauftrag zu erkennen. Stattdessen entsteht die Illusion von glattem oder geknittertem Papier, mattem oder glänzendem Metall sowie sprödem Holz oder hartem Elfenbein. Wichtigster Trick bei diesem Betrug ist das von rechts oben einfallende Licht. Es erzeugt durch den Wechsel von Hell und Dunkel eine reliefartige, plastische Wirkung. Alle Gegenstände sind so arrangiert, dass die Anordnung zufällig und damit alltäglich erscheint. Oder wie es Perla (Schülerin/Colegio/México) ausdrücken würde: „Alles ist so geordnet, um ein Gefühl von Chaos zu geben.“ Das Auge soll darüber hinweggetäuscht werden, dass es sich überhaupt um ein Bild handelt: das Bild täuscht vor, kein Bild zu sein.

Wir tragen wieder zusammen: Künstler – Bild – Besitzer – Betrachter. Der Künstler will mit seinem Können angeben. Das Bild täuscht Wirklichkeit vor – heute würde man sagen: wie ein Foto – und demonstriert so die Virtuosität des Malers. Der Besitzer will mit dem Bild angeben; der Betrachter soll getäuscht und dann beeindruckt werden.

Eilmeldung: Alles Banane Nr. 05

Die angeklebte Banane von Maurizio Cattelan erzielte am 20. November 2024 bei einer Versteigerung 6,24 Millionen US-Dollar (einschließlich Aufgeld). Leider ist der Meldung nicht zu entnehmen, um welche Banane es sich dabei genau handelt. Unbewiesenen Gerüchten zufolge soll es sich um eine fair gehandelte, aus ökologischem Anbau stammende, fast reife Frucht handeln. Der Preis für eine handelsübliche Banane liegt zu dieser Zeit bei Aldi bei rund 35 Cent, also deutlich unter dem erzielten Versteigerungspreis. Bei online gehandelten Bananen (zum Beispiel: obst-gemuese-express.de/Bananen) wird ein März 2025 ein Preis von 39 Cent ausgerufen. Das liegt zwar deutlich über dem Aldi-Preis, aber auch deutlich unter dem bei der Versteigerung erzielten Preis – selbst wenn man das bei Versteigerungen übliche Aufgeld noch abzieht. Dafür trägt die Banane von obst-gemuese-express.de/Bananen das Umweltzertifikat der Rainforest Alliance: „Das Siegel mit dem kleinen Frosch zeichnet die nachhaltige Produktion aus. Noch grüne Bananen kann man einfach bei Zimmertemperatur etwas liegen lassen, bis sie vollreif sind.“ Man kann eine Banane aber auch mittels Klebeband an der Wand befestigen (Höhe: 160 cm) und ihrem Reifeprozess kunstinteressiert beiwohnen.

Die Darstellung der Wirklichkeit

In der nächsten Stunde komme ich dann zu Gustave Courbets Gemälde „Die Steineklöpfer“ von 1849. Sein Werk *L'Origine du monde* („Der Ursprung der Welt“) ist in diesem Schulzusammenhang eher ungeeignet, wenn auch ästhetisch reizvoller. Aber – da ich vorhabe, ehrenhaft meine Pensionsgrenze zu überschreiten, baue ich jedmöglichem Cancel-Grund vor. Ich versuche, mit einer riesigen Gartenschere im Kopf Minenfelder weiträumig aus meiner inneren Landkarte rauszuschneiden, seit die Staatlichen Kunstsammlungen Dresden (SKD) begonnen haben, bei mehr als hundert Kunstwerken historisch belastete oder heute als diskriminierend empfundene Bezeichnungen zu ändern: „Mohr“, „Zigeuner“ oder „Eskimo“ gehen halt nicht mehr, Sternchen schon (Lieber Lektor oder liebe Lektorin oder gar liebex Lektorex: hier weiß ich nicht, ob ich nicht: M-Wort, Z-Wort und E-Wort schreiben müsste?) Jedenfalls: Aus dem „Mohr mit der Smaragdstufe“ wird dann im Onlinekatalog „**** mit der Smaragdstufe“. Klar, man weiß ja nicht, ob der Mohr nicht doch weiblich oder gar divers ist. Die „Zigeunermadonna“ heißt jetzt „Madonna mit stehendem Kind“; der „Kopf eines Negerknaben“ ist nun der „Studienkopf eines jungen Mannes“; und das Porträt eines dunkelhäutigen Sklaven wird zu „Porträt eines Sklaven“ aufgehellert. Da kann einem als Kunstlehrer schon ein bisschen Schweiß auf die Stirn treten, was man da alles falsch machen kann! Am Horizont jedenfalls zeichnet sich ab, so meine Befürchtung, dass bald auch unangemessene Nacktheit in Kunstwerken feministisch gebrandmarkt sein wird und diese sexistischen Werke dann hochkant aus Museen geworfen werden könnten und diejenigen, die so etwas im Kunstunterricht zeigen, gleich mit. Diese Befürchtung könnte man für übertrieben halten, allein: Am zweiten Februar 2018 schreibt die TAZ: Die Manchester Art Gallery hat das Gemälde „Hylas und die Nymphen“ von John William Waterhouse (1896) wegen der Darstellung von Frauen vorübergehend aus ihrer Ausstellung entfernt. Es zeigt einen in Tuch gekleideten jungen Mann, der von sieben nackten jungen Frauen in von Seerosen bedecktes Wasser gezogen wird. Man wolle die Reaktion des Publikums testen. Ich jedenfalls möchte nicht hochkant rausgeworfen werden – ein halbes Jahr vor der Pensionierung. Im Werk „Die Steineklöpfer“ wird das Proletariat als wirkliches Proletariat dargestellt und Kapitalismuskritik geht auf alle Fälle noch. Nach der Logik der vorherrschenden Politik, die da postuliert: wer arm ist, ist halt selbst schuld und vermutlich sogar ein Sozialbetrüger oder ein Schmarotzer, ist das Werk nicht nur politisch korrekt, sondern sogar pädagogisch lehrreich: guckt mal, Kinderchen! Wenn ihr euch nicht anstrengt, dann müsst ihr auch in solchen

zerschlissenen Klamotten rumlaufen und den ganzen Tag Steine klopfen! Im Sinne eines spannenden und abwechslungsreichen Unterrichts schneide ich das Thema Vorbild/Nachbild gleich mit an. (Sie erinnern sich, liebe Lesende? Steht irgendwo im Lehrplan!)

 Gustave Courbet „Die Steinklopfer“ (1849) – 1945 in Dresden verbrannt.	 Maurice de Bevere (Morris) (irgendwann nach 1946): „Zwei Daltons beim Steinklopfen“; (Im Original klopfen vier Daltons).
	

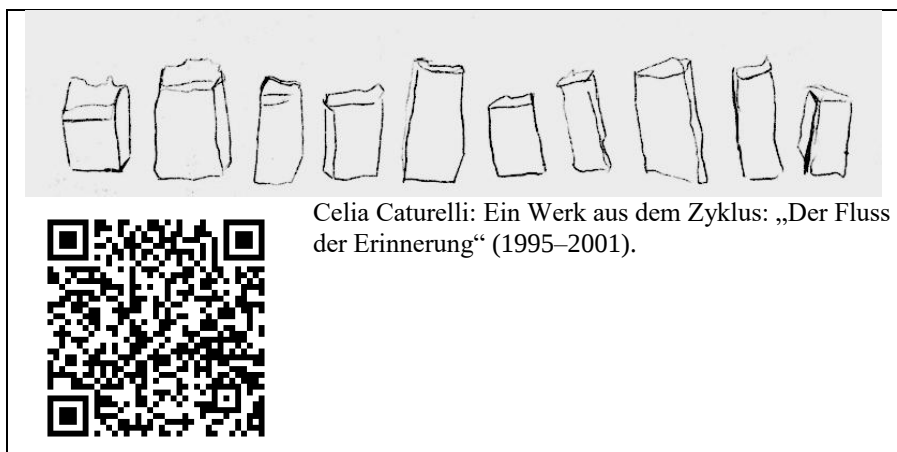
Courbet ist einer der wichtigsten Vertreter des Realismus, der sich um die Mitte des 19. Jahrhunderts in Europa entwickelt. Es geht den Künstlern jetzt darum, die soziale Realität und den Alltag der Menschen ohne Idealisierung oder Stilisierung darzustellen. Courbet hätte Ludwig XIV. daher wohl auf einem Kackstuhl hockend und mit großem Rotweinfleck auf dem Zobelpeiz dargestellt.

Das hier vorgestellte Nachbild stammt von Maurice de Bevere („Morris“, 1923–2001). Es ist nicht gesichert, dass Morris Courbets Werk kannte. Sein Comicbild: Zwei Daltons beim Steinklopfen (entstanden nach 1946; eigentlich: vier Daltons beim Steinklopfen; als didaktische Reduktion wurden für den Unterricht zwei Daltons wegretuschiert.) lässt sich hinsichtlich seiner Bildsprache gut in die Pop Art einordnen. Diese Kunstrichtung gilt u. a. als Reaktion auf die betont intellektuelle abstrakte Kunst der Zeit vor 1950 und wendet sich, den Bildinhalt betreffend, dem Trivialen zu. Der Popkünstler – zu denen man Maurice de Bevere nicht unbedingt zählen kann – liebt die klare, plakative Gegenständlichkeit ja fordert geradezu die rigorose Realität: alle Elemente sollten rein, klar und wohldefinierte Gegenstandselemente sein. Die Pop Art ist plakativ, auch mal ohne räumliche Tiefe, in der farblichen Gestaltung herrschen unbunte und Primärfarben vor. Jana (Schülerin am Colegio Aleman/Mexiko) charakterisiert demzufolge ein Gemälde des Pop Art-Künstlers Roy Lichtenstein (*1923; †1997) wie folgt: „Lichtenstein zeichnet kariert und ansonsten flächig.“

Ich erarbeite mit den SuS kurz den Zusammenhang zwischen den Bildern: Die Ähnlichkeit zum Vorbild von Courbet scheint zunächst sehr vage. Bei genauerem Hinsehen erkennt man aber sogleich die Verwandtschaft: Sowohl im Original wie im Nachbild ist klar zu erkennen: zwei Männer klopfen Steine. Die inhaltliche Übereinstimmung ist frappierend! Die Figuren sind zwar in den Werken spiegelbildlich einmal nach rechts, einmal nach links orientiert. Dabei befinden sie sich aber auf derselben Bildhöhe in einer halbnahen Kameraeinstellung. Während Courbet allerdings den Arbeitsprozess in Klopfen und Schleppen von Steinen bildhaft zerlegt, um so die Abwechslung und Vielfältigkeit dieser Arbeitsplatzbeschreibung hervorzuheben, nimmt sich de Bevere die Freiheit, die Figuren in einem gemeinsamen Rhythmus arbeiten zu lassen. Damit betont er im Thema das Klopfen der Steine stärker, wohl um auf die Monotonie des Arbeitsalltags hinzuweisen und Kapitalismuskritik zu üben. Es ist klar ersichtlich, wie brutal

hier die Arbeiter von ihrer Arbeit entfremdet und ausgebeutet werden! Aus der fast naturalistischen Darstellung im courbetschen Realismus wird in der Pop-Art – das erscheint folgerichtig – eine an Comics angelehnte Figurendarstellung. Die räumliche Tiefe (Mauer im Hintergrund) ist nur noch schwach zu erahnen, während der Rest der Darstellung eher flach erscheint. Farblich verwendet de Bevere nur Schwarz, Weiß und Gelb in einem flächigen Auftrag.

Um das Thema noch etwas weiter auszuschlachten, zeige ich auch noch ein Werk von Celia Caturelli aus ihrem Zyklus „Der Fluss der Erinnerung“ (1995–2001). Lesende werden sich erinnern: Das ist die Künstlerin, die mit mir im selben Jahr geboren wurde, aber es geschafft hat, an einer noch höheren Lehranstalt (Uni) zu lehren als ich. Ihre machtvolle Demonstration einer steingewordenen Kunstschaftung ist zeitgenössisch wie geschichtsweisend. Klar hervor tritt der Bezug zum Realismus eines Jean Désiré Gustave Courbet. Aber wo dieser ungeschönt das zermürbende und entbehrungsreiche Malocherleben von Männern zeigte, verweist das Werk von Celia Caturelli zu Recht darauf, dass die Arbeiterbewegung seither gewaltige Fortschritte gemacht hat in ihrem Bemühen, Arbeit erträglicher zu gestalten. Konsequenterweise thematisiert sie, je nachdem, wann man dieses Werk gerade in Augenschein nimmt, die Frühstücks- oder Mittagspause der Steineklopfer oder gar ihren frühen Feierabend. Die Arbeiter verbringen diese Pause – das lässt sich aus ihrer Abwesenheit schließen – in einem gemütlichen Bauwagen mit Heizung außerhalb des dargestellten Bildausschnittes. Am späten Nachmittag kann es sich natürlich auch um die Betrachtung der Arbeitsergebnisse nach Dienstschluss handeln. Ich erkläre den Kids, dass bei einem so offenen Werk andere Interpretationen möglich und zulässig sind. Ich fasse den Kids dann noch einmal als Tafelanschrieb das Vorgehen in der Bildanalyse und -interpretation zusammen: (1) Beobachtung: Die Arbeiter sind nicht zu sehen. (2) Logische Folgerung: Also müssen sie irgendwo anders sein. (3) Vermutung: Sie machen Pause oder haben Feierabend. (4) Vergleich: Daraus ergibt sich ein sozialgeschichtlicher Fortschritt gegenüber Courbet.



Nach diesem kurzen Ausflug in den analytischen Bildvergleich kehre ich zum Hauptthema der Unterrichtsreihe zurück. Wir betrachten wiederum die vier Protagonisten: Künstler – Bild – Besitzer – Betrachter. Was Courbet damals als Lohn dafür bekommen hat, muss im Unterricht unbeantwortet bleiben, jedenfalls wird es sein Ansehen als brillanten Maler gemehrt haben. Heute wäre das Bild vermutlich Millionen wert, ist aber vermutlich 1945 im Zuge der Bombardierung Dresdens zerstört worden. Zu sehen ist im Bild ein Ausschnitt ungeschönter Realität. Die Idee des Künstlers ist, zu zeigen, wie die Welt ist. Der Besitzer kann mit dem Bild, das sicherlich in einem „Salon“ seinen Platz findet, sein Image als reicher, gleichwohl progressiver Bürger festigen. Auch die Betrachter kommen wohl eher aus dem Großbürgertum, und es regt sie an, im Angesicht dieses Bildes ihre politische Einstellung zu vertreten.

„Mit diesem Bild“, so entlasse ich die Kids dann in die Pause, „ist die Malkunst – ja, vielleicht die Kunst überhaupt – zugleich auf ihrem Höhepunkt und an ihrem Ende angekommen, sofern sie sich als Kunst versteht, die einen Weltaugenblick einfrieren und für die Nachwelt konservieren will. Diese Form von Kunst – bei der noch gilt: „Kunst kommt von Können“ – wollte das festhalten, was heutzutage jedem jederzeit mit seinem Handy gelingt. Und aus diesem Grunde wurde sie ein Opfer des Fortschritts.“

Eilmeldung: Alles Banane Nr. 06

An einem sonnigen Nachmittag Ende Juli transzendiere ich das Kunstwerk von Maurizio Cattelan („Comedian“, 2019) endgültig, indem ich eine Banane auf 160 Zentimetern Höhe mit Panzerband an eine Wand im MMK Museum für Moderne Kunst in Frankfurt am Main klebe. Anschließend verkleide ich mich auf der Herrentoilette des Museums als Schimpanse und schlendere, unbeeindruckt von den erstaunten Kunstbesuchern (ich lege dann immer verschwörerisch einen Finger auf den Mund, damit die nicht losschreien). An der Banane angekommen, rupfe ich sie von der Wand und pelle sie nach Schimpansenart. (Menschen schälen Bananen meistens von dem Ende aus, an dem die Banane an der Pflanze befestigt war. Das funktioniert eher schlecht – zumal wenn die Schale nicht reißen will. Schimpansen öffnen Bananen am anderen Ende – sie quetschen das Ende der Banane, dort, wo die Blüte saß, ein bisschen, und dort öffnet sich dann ohne Anstrengung die Bananenschale einen Spalt. Die Banane lässt sich dann mühelos aufschälen.) Ich nenne diese Kunstaktion „Der Mensch gibt die Kunst der Natur zurück“. Anschließend werde ich, noch als Schimpanse verkleidet, verhaftet und bekomme nicht einmal eine Meldung in der *Bild*-Zeitung auf der dritten Seite, dort, wo früher die barbusigen Mädels ihren festen Nachrichtenplatz hatten (leider lange her!).

Das Chicxulub-Ereignis der Malerei

Es gilt, den Kids in bester mütterlicher Dialogkunst (Sie erinnern sich: Das ist der Trick mit der Hebammenteknik.) zu entlocken, was sie zwar wissen, sich aber wohl kaum bewusst gemacht haben: „Die Kunst ist am Ende! Futsch! Schon lange! Jedenfalls die, die wir für Kunst halten. Die, die von Können kommt. Na ja, es gibt schon noch schöne Kunstwerke und natürlich auch herausragende Handwerkskunst. Aber die ist selten geworden. Sie wurde von einem Ereignis ausgelöscht, wie es so radikal nur die Dinosaurier vor rund 65 Millionen Jahren traf.

Die Analogie zu diesem Asteroideneinschlag ist noch genauer, als sie auf den ersten Blick scheint – denn die Dinos sind damals gar nicht alle hopps gegangen! Ein besonderer Zweig der Dinosaurier überlebte jene Katastrophe, die mit dem Asteroideneinschlag vor der heutigen Halbinsel Yucatán das Leben auf der Erde grundlegend veränderte: die Vögel. Die frühen Vögel entwickelten sich evolutionär schon damals rasant weiter – jedenfalls sehr viel erfolgreicher als ihre berühmten Verwandten, die Velociraptoren, die durch einschlägige Filme ihren zweifelhaften Ruhm erlangten. Wie auch immer gelang es den frühen Vögeln, nicht nur Würmer zu fangen, sondern sich weit genug aus dem Staub zu machen, als der Himmelskörper einschlug. Vielleicht hatten sie einfach nur Glück, oder verfügten schlicht über die genetischen Voraussetzungen, um mit dem Inferno besser zurechtzukommen. Und – die heutigen Vögel sind nicht einfach die letzten Dinosaurier, sondern wurden zu etwas Neuem.

Nun meine lieben Kids – und Sie als Leser dürfen hier auch mitraten –, was war jetzt wohl (1) der große Einschlag, der die herkömmliche Malerei mehr oder weniger auslöschte? Und wer waren in diesem Szenario (2) die frühen Avialae – also die, die sich aus den Vogelartigen unter den Dinosaurier entwickelten und damit halbwegs ungerupft der Katastrophe entkommen konnten?

Durch geschicktes Nachfragen entlocke ich den SuS schließlich, was so verheerend in die bisherige Kunstszenen einschlägt: die Erfindung der Fotografie! Ihre Anfänge reichen bis zu

ersten Versuchen um 1800 zurück, als die Gebrüder Niépce mit Verfahren experimentierten, die Bilder der Camera obscura dauerhaft festzuhalten. Das älteste erhaltene Foto wird im Jahr 1826 von Joseph Niépce angefertigt. Es zeigt den Blick aus seinem Arbeitszimmer in Le Gras/Frankreich. Im Jahr 1839 bringt der Maler Louis Jacques Mandé Daguerre (*1787; †1851) das erste praktikable fotografische Verfahren zur Marktreife. Fun Fact: Die Abbildung auf der Daguerreotypie ist immer seitenverkehrt, was aber eher zur Beliebtheit beiträgt: Der Auftraggeber sieht sich auf der Abbildung nämlich so, wie er sich selbst im Spiegel sieht – spiegelverkehrt! Eher ein Fuck Fact: Allerdings bedeutete der Umgang mit dem neuen „Malverfahren“ ein hohes Gesundheitsrisiko: Beim Entwickeln der Platten entstehen sehr giftige Quecksilberdämpfe.

Zunächst wird dieses fotografische Verfahren wegen der langen Belichtungszeit vor allem für Architekturaufnahmen verwendet, aber weil es einfach billiger und überdies von unübertroffener, damals überraschender Naturtreue ist, setzt sich diese Art der Bilderstellung schnell gegen die Porträtmalerei durch. Jedenfalls eröffnet im Jahr 1841 in London das kommerzielle Daguerreotypie-Studio, in dem Porträts nicht mehr gemalt, sondern geschossen werden!

Ich erkläre den Kids schnell noch, dass es zunächst nur Schwarz-Weiß-Fotografie gibt, aber schon 1861 auch die erste Farbfotografie. Massentauglich wird die Farbfotografie aber dann erst in den 1930er Jahren, als Unternehmen wie Kodak und Agfa Farbfilme auf den Markt bringen. Weiter erkläre ich, dass vor 1995 die Fotografie noch etwas gänzlich anderes gewesen sei als heute: Man hatte in seinem Fotoapparat 36 Bilder auf einem Rollfilm und man musste sich gut überlegen, welches Foto man machen wollte – denn die Bilder entwickeln und als Papierabzüge ausbelichten zu lassen war teuer, mal ganz davon abgesehen, dass auch so ein Rollfilm selbst schon was kostete. Man konnte auch sogenannte Dias machen. Das waren so rechteckige Schnipsel Film, die man zunächst rahmen musste. Um die Bilder zu betrachten, musste man immer eine Art Beamer aufbauen, mit dem man diese Dias gegen eine weiße Wand warf. So ein Dia-Abend mit zig Urlaubsfotos – Urlaub oder Familienfeiern waren die häufigsten Themen der Fotografie – konnte sehr, sehr lang und -weilig werden, und man konnte nirgends hinzappen, es ging immer nur ein Dia nach dem anderen.

Als Mitte der 1990er Jahre die ersten digitalen Amateurkameras auf den Markt kommen, geht bei Agfa, Kodak und Fuji, damals profitable Weltfirmen, das Geschäftsmodell mit Filmmaterial ganz rasch den Bach herunter – diese Firmen, die weltweit das Fotomaterial verkauften, kennt heute kaum noch jemand, jedenfalls nicht mehr im Zusammenhang mit Rollfilmen für Fotoapparate. Auch so ein kleiner Asteroideneinschlag, wenn auch nur sehr lokal begrenzt. Ähnliches allerdings gilt nun auch für die Künstler – die werden durch die Fotografie arbeitslos oder schulen auf Fotograf um – oder – sie erfinden sich neu. Jedenfalls bedeutet das an dieser Stelle für unsere Betrachtung der Beziehung zwischen Künstler, Bild, Besitzer und Betrachter: Künstler kann jetzt jeder, das Bild ist Massenware geworden, jeder kann sich Fotos leisten, Fotos sind vor allem Unterhaltung, meist ohne tiefe Bedeutung.

Ich entlasse die Kids dann in die Pause mit der Hausaufgabe, sich mit den Eltern alte „Analogfotos“ anzusehen und sich erzählen zu lassen, wie Fotografieren ging, bevor das Computerzeitalter anbrach und Filmmaterial und Papierabzüge überflüssig gemacht hat. (Auch Sie, liebe Lesende, legen vielleicht jetzt einmal das Buch aus der Hand – auch wenn es gerade so spannend ist – und schauen sich noch einmal alte Familienfotoalben an, möglicherweise sogar mit Ihrem Lebenspartner und einem guten Glas Wein, einfach, um mal wieder die gute alte Zeit zu feiern! Oder wie wäre es mit einem Dia-Abend mit Freunden über den Urlaub damals auf La Gomera?)

Die Archaeopterygidae der Kunst

Die nächste Stunde ist den Überlebenden gewidmet, die sich dem Untergang widersetzen, den das Chicxulub-Ereignis der bildenden Kunst – die Erfindung der Fotografie – über die traditionelle Malerei bringt. Und schränke ein: Natürlich hat die Fotografie die traditionelle Malerei nicht wirklich abgeschafft – aber sie hat ihr eine ihrer wichtigsten Aufgaben abgenommen: die möglichst naturgetreue Darstellung der sichtbaren oder erzählenden Wirklichkeit.

Ich erkläre, dass es, wie bei jeder Katastrophe, zunächst um Schadensbegrenzung und im zweiten Schritt um die Anpassung an eine neue Umwelt gehe. Und ja, jede Katastrophe und Verheerung eröffne neue Möglichkeiten, wenn die bisherigen Gewissheiten abgeräumt und die ökologischen Nischen neu verteilt würden. So habe z. B. der wirklich und wahrhaftige Asteroideneinschlag in Yucatán zwar die Dinos weitgehend von der Platte geputzt, aber damit den Mammalia die Chance eröffnet, in die leergefegten ökologischen Nischen vorzudringen und so zur beherrschenden Klasse der Tiere zu werden. Ohne Vernichtung der Dinos keinen Aufstieg der Säugetiere! Fun Fact: Der Mensch als Säugetier hätte an den Dinos vorbei wahrscheinlich nie den Weg zur Krone der Schöpfung gefunden, für die er sich bekanntlich hält.

Ich verrate euch hier einmal meine Lieblingstheorie: Es ist die Softgene-Theorie. Sie ist zufälligerweise mehr oder weniger meine eigene: Unsere Kultur entwickelt sich zusammen mit unseren Genen in Koevolution. Auf die Kunst übertragen: Die moderne Kunst ist nicht der Rest der alten Malerei – sie ist deren evolutionäre Nachfolgeform. „Zunächst“ erkläre ich den Kids weiter, „entstehen mit der Fotografie völlig neue Jobs, die man vielleicht nicht alle der Kunst zurechnen kann. Und es gibt Künstler, die der Malerei abschwören und stattdessen zum Fotoapparat greifen. Heute werden Fotografien berühmter Fotografen teilweise fast so teuer gehandelt wie die Bilder alter Meister.“

Aber nicht alle Künstler werden jetzt zu Fotografen. Wir rätseln wild herum, was jetzt in der Malerei noch geht, und durch geschickte Hebammenteknik kriegen wir einiges heraus: Als die Fotografie startet, ist sie noch monochrom – also mehr oder weniger Schwarz-Weiß. Die Kids würden dann als Kunstschafter besonders bunte Sachen malen – kann die Fotografie ja noch nicht! „Und was so?“ frage ich. „Na, die haben sich ja, wenn sie ein Porträt wollten, den Hintern platt gegessen“, verweist eine Schülerin auf die langen Belichtungszeiten der Daguerreotypie. „Man müsste so etwas wie einen flüchtigen Augenblick malerisch festhalten!“ „Ja“, so stimmen die anderen ein: „So etwas kurz Dauerndes aber Bunt“ und einer ruft rein: „so was wie einen Sonnenuntergang!“ „Ne, scherzt eine andere Schülerin, „den Untergang hatten die ja gerade, den Untergang der Malerei! Ich würde da lieber einen Neuanfang nehmen – einen Sonnenaufgang!“ „Bingo“, fasse ich zusammen Das nennt sich „Impressionismus“. Das möglicher Weise erste Bild in diese Richtung malt Claude Monet (*1840; †1926) und es war ein Sonnenaufgang im Hafen von Le Havre. Es entstand 1872 und heißt: „Impression, soleil levant“ und gilt als namensgebend für den Impressionismus. Man kann sagen, was man will, aber die Mäeutik ist manchmal schon ein Knaller!

„Aber“, fahre ich fort, „der Impressionismus funktioniert eine Weile. Und die Bilder aus dieser Stilrichtung gehören heute zu den beliebtesten Gemälden der „Klassischen Moderne“, wie dieses Rückzugsgefecht der Malerei heute genannt wird. Aber dann gibt es bald die Farbfotografie. Was machen die Künstler denn dann?“ Wildes Spekulieren im Saal. „Man könnte so etwas malen, was es nicht gibt – so was Surreales.“ Eine andere Schülerin: „Oder so was Inneres – also so meine Stimmung, wenn ich zum Beispiel wütend bin. Ich würde versuchen, dem Betrachter mein inneres Erlebnis zu zeigen – so irgendwie Punk malen. Beim Punk haben die Musiker ja auch nicht richtig Gitarre gespielt, sondern haben ihre Gefühle rausgeschrien.“ Ein dritter Vorschlag: „Ich würde vielleicht einfach was mit Farben oder

Formen machen, was nichts mit Gegenständen oder Landschaften oder überhaupt mit irgendetwas, was es in Wirklichkeit gibt zu tun hat, also was nicht-Gegenständliches würde ich malen!“ Ja, fasse ich zusammen: „Surrealismus, Expressionismus, Abstrakte Kunst.“ Das alles sind „Neue Arten“ der Kunst. Und um auf meine Idee zurückzukommen, dass sich Kunst – wie überhaupt die gesamte Kultur – evolutionär entwickelt: Jede neue Stilrichtung besetzt eine neue ökologische beziehungsweise ökonomische Nische im Kunstbetrieb. Um es vollends im biologischen Kauderwelsch auszudrücken: Moderne Stilrichtungen entstehen im Kunstbetrieb als adaptive Radiation, also als Aufspaltung in neue ökologische Nischen. Die moderne Kunst ist nicht einfach die übrig gebliebene Malerei nach dem Ende der alten Malerei. Sie ist deren evolutionäre Antwort auf eine durch die Fotografie veränderte Kunstwelt.

Ich lasse schnell noch raten, wie sich nun das Verhältnis von Künstler, Bild, Besitzer und Betrachter verändert. Wir bekommen raus: der Künstler muss jetzt vor allem „was Neues“ suchen, das Bild muss „die Wirklichkeit“ irgendwie erweitern, der Besitzer muss, wie üblich, irgendwie damit angeben können und der Betrachter muss irgendwie überrascht und beeindruckt sein, weil er so etwas noch nicht gesehen hat!

Aber der Wert eines modernen Kunstwerks bemisst sich heute kaum noch an der Handwerkskunst seines Schöpfers. Und auch nicht daran, wie sehr sich Künstler und Künstlerinnen früher darum bemühen mussten, zunächst eine Meisterschaft in ihrem Tun zu erringen. Fun Fact: Während da Vinci drei Jahre an seiner Mona Lisa gearbeitet hat, fertigte Pablo Picasso angeblich bis zu drei Bilder am Tag! Walter (Schüler/Nähe Darmstadt) formuliert diesen Umbruch, im Zuge einer Werkbesprechung („Ofen“ von Claes Thure Oldenburg (*1929; †2022)) für die Ewigkeit: „Aber woher sollte man auch wissen, dass hinter so einem Gericht mit Würstchen und Salat viel Arbeit steckt? Wenn man in den Ofen schaut, sieht man nur schwarz und es ist nichts zu erkennen.“ Ich lasse das mal so stehen und gehe in die Pause.

Eilmeldung: Alles Banane Nr. 07

Zum geschichtsträchtigen Pi-mal-zehn-Jahre-Jubiläum des Mauerfalls, also 31,4159 Jahre nach dem 09.11.1989, klebe ich eine grüne Schlangengurke ans Ende der Sonnenallee (West-Berliner Seite), dort, wo früher der Grenzverlauf zu Ostberlin war. Um mich als Künstler nicht dem Verdacht auszusetzen, ich könne rechnen, setze ich das Datum dafür Pi-mal-Daumen auf den 01.04.2020 an. Ich habe eine junge Kunststudentin gecastet, die sich – eingekleidet mit einem T-Shirt und nostalgischen Ost-Jeans – interessiert der Gurke nähert. Ihr T-Shirt ist mit „Gabi“ beflockt. Sie entklebt die Gurke, schält sie mit einem Sparschäler, sodass die grüne Schale rundherum herunterhängt wie bei einer Banane, die man bis zur Mitte geöffnet hat, beißt herzhaft hinein und erklärt noch mit vollem Mund in die Kamera eines Berliner Rundfunksenders: „Herrlich! Ich wusste gar nicht, dass im goldenen Westen sogar Banane an den Wänden hängen!“ Aber noch ehe dieser Verweis auf den Mauerfall und das damalige Erstaunen der Ostbevölkerung darüber, wie gut es dem Westen wirklich ging, in die Kunstgeschichte eingeht, schreitet der Verlag der Satirezeitschrift „Titanic“ ein und erzwingt eine einstweilige Verfügung. Diese verhindert, dass die Kunstaktion in der Tagesschau Verbreitung findet. Auch jede andere Vermarktung wird mir verboten. Schließlich war es die Titanic, die nach dem Mauerfall titelte: „Zonen-Gabi im Glück – ihre erste Banane!“ Dazu das Bild einer glücklich lächelnden jungen Frau, die eine halb geschälte Schlangengurke in der Hand hält.



Auch mein Hinweis auf „Vorbild und Nachbild“ – immerhin unterrichtsrelevanter Stoff – und darauf, dass Picasso sich schließlich auch das Bild „Porträt einer Frau“ (1564) von Cranach d.J. aus der Spät-Renaissance im Jahr 1958 etwas verfremdet aneignete, ohne dass sich Cranach groß darüber aufgeregt hätte, half nix.

Die Quadratur der Kunst

In der heutigen Stunde habe ich den SuS das von Kasimir Sewerinowitsch Malewitsch (*1879; †1935) geschaffene Schwarze Quadrat von 1915 als Plakat mitgebracht. Zunächst erkläre ich den überraschten Kids, dass es sich bei diesem schwarzen Quadrat mit weißem Rand nicht um eine Pinnwand handeln würde, und sie heute keine bunten Zettel produzieren sollen, die dann auf die schwarze Pappe gepappt werden, um die Ergebnisse der Stunde festzuhalten. Vielmehr würde es sich um ein tatsächlich hochberühmtes Kunstwerk handeln. Es gilt als eine der Ikonen der Malerei des 20. Jahrhunderts. Witzigerweise inszenierte Malewitsch das Kunstwerk selbst als eine Art Ikone, als er es in der Ecke des Ausstellungsraumes, im „Herrgottswinkel“, das erste Mal ausstellte. Dieser, auch „rote Winkel“ genannte Ort ist in einem russischen Haus traditionell einer religiösen Ikone vorbehalten.

Zum ersten Mal der Öffentlichkeit gezeigt wurde das Werk 1915 bei der letzten futuristischen Ausstellung „0,10“ in der Galerie von Nadeschda Dobytčina in Petrograd und verscholl dann irgendwann. Machte aber nichts! Malewitsch hat zum Glück mehrere gemalt, war ja auch nicht so schwer. Eins hängt in der Tretjakow-Galerie in Moskau, ein weiteres von 1923 kann im Russischen Museum in Sankt Petersburg bewundert werden, das Centre Pompidou in Paris hat auch eins abbekommen und es ist nicht auszuschließen, dass es weitere Fassungen dieses Themas gibt. Daneben existieren mehrere Zeichnungen und Lithografien zu dem Motiv. Und dann gibt es halt noch dieses hier. Ich halte mein aus schwarzem Fotokarton auf eine weiße Fläche geklebtes Bild noch einmal gut sichtbar hoch: „Obwohl es dem Original frappierend gleicht, ist es allerdings nur 1,75 Euro wert.“

Was mag sich der Maler wohl dabei gedacht haben, als er das Schwarze Quadrat schuf, lasse ich ein bisschen rumraten, um dann den Maler selbst zu Wort kommen zu lassen. Ich lese vor:

„Als ich 1913 den verzweiferten Versuch unternahm, die Kunst vom Gewicht der Dinge zu befreien, stellte ich ein Gemälde aus, das nicht mehr war als ein Schwarzes Quadrat auf einem weißen Grundfeld. Es war kein leeres Quadrat, das ich ausstellte, sondern vielmehr die Empfindung der Gegenstandslosigkeit.“ (Kasimir Malewitsch).

Wir diskutieren das Zitat und kommen überein: Kasimir hat einfach mal versucht, das „Nichts“ zu malen. Ich frage, wie es ihm gelungen sei. Der Schüler erster Versuch: Klar, wenn wir nichts

sehen, sehen wir Schwarz. Zweiter Versuch: Malerei hat ja was mit Farbe zu tun, dann steht Schwarz eben für das Nichts. Dritter Versuch: Schwarz kommt auch dabei raus, wenn man alle bisher gemalten Bilder übereinander malt, dann ist hinterher, aufgrund der subtraktiven Farbmischung, alles schwarz. (Stimmt zwar nicht, wie der geneigte Lesende ja nun weiß, jedenfalls, wenn er aufmerksam gelesen hat, aber im Unterricht lasse ich das mal so stehen.) Mithin ist das Schwarze Quadrat der Endpunkt der Malerei, die Summe der bisherigen Malerei, die schließlich ins Nichts führt. Aus vorbei, kein Bild kann je noch gemalt werden, denn alle Bilder sind bereits gemalt. Und was noch nicht gemalt wurde, wird auch nicht mehr gemalt werden – weil es einfacher ist, es zu fotografieren. Das Schwarze Quadrat ist nicht der Anfang der modernen Kunst, sondern der Endpunkt der überkommenen Malerei. Es ist der Moment, in dem die darstellende Kunst zeigt, dass sie nichts mehr darstellen muss.

Im Rahmen von Künstler – Bild – Besitzer – Betrachter finden wir: (1) Nicht das Werk, sondern die Idee hinter dem Werk ist das eigentliche „künstlerische Werk“; (2) das Werk selbst hat nur dann Wert, wenn es im Zusammenhang mit seinem Künstler steht. (Ich verweise auf den Essentialismus und halte mein „Schwarzes Quadrat“ noch einmal hoch und nenne seinen Preis: 1,75 €.) (3) Der Besitzer zeigt, dass er was von Kunst versteht, weil er die Idee versteht und als Kunst begreift; (4) der Betrachter zeigt auch, dass er was von Kunst versteht – oder den Kopf schüttelt. Wir kommen überein, für die Malerei schwarz zu sehen, und gönnen uns dann unser Pausenbrötchen.

Unisex-Toiletten

„Ihr wisst es vielleicht nicht, aber in unserer Schule gibt es ein Kunstwerk von überragender Bedeutung, aber nur die Jungs kommen in den Genuss, es zu sehen!“, beginne ich die nächste Stunde. „Aber zum Glück kämpft die LGBTQIA+-Gemeinde dagegen an, und so wird es auch mit dieser schon so lange andauernden Diskriminierung der halben Erdbbevölkerung bald ein Ende haben. Und als fortschrittlicher Lehrer werde ich diesen Sieg der Gleichstellungsliga schon einmal vorwegnehmen! Lasst uns zu einem Kunstwerk gehen, das nicht ganz zufällig in unserer Schule hängt, wenn auch falsch präsentiert!“ Und also gehe ich mit den Kids auf den Flur und von da aus steuere ich die Jungs-Toilette an. Da sonst gerade kein Schüler in dieser Örtlichkeit weilt, lade ich alle – auch und vor allem die Mädchen – dazu ein, sich so eine Pinkelzeile, wie es sie auf jeder Jungs-Toilette gibt, mal genauer anzugucken. Erwartungsgemäß ist es den Girls etwas unangenehm, aber Kunst muss ja im 21. Jahrhundert auch nicht immer angenehm um die Ecke kommen. „Das“, so deute ich auf ein Pissoir, sei ein sogenanntes „Readymade“ – jedenfalls dann, wenn ich es signieren und behaupten würde: „So, jetzt ist es, simsalabim, ein Kunstobjekt!“ Ein solchermaßen signiertes und zur Kunst erklärtes Readymade sei weltberühmt. Es hängt ohne Signatur und den nötigen Essentialismus – praktisch in jedem Museum auf der Herrentoilette. – In einigen berühmten Museen wird es tatsächlich als Kunstwerk präsentiert – nicht an die Wand gedübelt, sondern eher so, wie es angeliefert wurde – um neunzig Grad gedreht. Außerdem ist es dann von einem Künstler – was immer ein Künstler sei – signiert. Das verleiht dem Werk eine höchst ertragreiche Aura im geschätzten Wert von einigen Millionen US-Dollar. Und dann spoilere ich noch: Was ein Künstler eigentlich ist – und ob auch ihr Künstler seid – dazu kommen wir später bei Beuys.

Im Zusammenhang mit einem Pfirsich (fragen Sie mich bitte nicht, wo der jetzt herkommt, er ist etwas aus dem Zusammenhang gerissen) fällt den Schülerinnen das Folgende zu diesem Kunstwerk ein: (Lisa/Nähe Darmstadt): „Der Betrachter kann sich in den Pfirsich hineinversetzen, sodass man von unten auf das Pissoir schaut.“ Eine andere Lisa (ebenda) weist darauf hin: „Wenn ein Mann eine Aprikose isst, muss er irgendwann auf das Urinal gehen und sie kommt in flüssiger Form wieder heraus.“

Wir gehen wieder in die Klasse, und ich erzähle den Kids von dem Tag, an dem Marcel Duchamp ein Pinkelbecken zu Kunst erklärt: Die New Yorker Society of Independent Artists annonciert, dass in ihrer Jahresausstellung jedes Kunstwerk ausgestellt wird, wenn der Künstler einen Obolus von 6 US-Dollar entrichtet. Der Betrag gelte dann gleichzeitig als Jahresbeitrag der Mitgliedschaft in der Society. Marcel, selbst Mitglied des Ausstellungskomitees, reicht unter einem Pseudonym das industriell gefertigte Standardmodell eines Urinals der Firma J. L. Mott Iron Works aus New York City als Kunstwerk für die Ausstellung ein. Das Urinal hatte er um 90 Grad gedreht auf eine Holzplatte montiert und mit „R. Mutt 1917“ signiert. Er taufte sein zweckentfremdetes Objekt: „Fountain“. Überraschung – das Werk wurde vor dem Publikum versteckt, obwohl es offiziell keine Jury gab, die über die Zulassung eines Kunstwerks hätte entscheiden dürfen. Die Ausstellung war explizit als „No jury!“ konzipiert: Niemand sollte über die Kunstwerke richten. War dann aber doch anders, zumindest in Bezug auf das Kunstwerk „Fountain“. Das Urinal wird dann doch in einer Galerie ausgestellt und landet später vermutlich auf dem Müll. Später bekennt sich Duchamp als Urheber der Skulptur und kreiert in den 1950er-Jahren einige Repliken des Originals, die heute in den Museen zu sehen sind. Er wird später als leidenschaftlicher Schachspieler bekannt, vertont zusammen mit dem Komponisten John Cage eine Schachpartie und empfiehlt, Bilder von Rembrandt als Bügelbrett zu benutzen – die sich aber wohl kaum einer leisten könnte!



Kleiner Einschub für Sie, geneigte Lesende, um meiner Lehrprobe im Nachhinein einen noch seriöseren Anstrich zu verleihen: Dass einige Besucher von Kunstaussstellungen eine an die Wand geklebte Banane nicht als Kunst, sondern als Genussmittel ansehen, geschenkt. Aber spätestens diese Episode aus der Kunstgeschichte zeigt unmissverständlich: Nicht jeder Kunstexperte und auch nicht jeder Künstler weiß mit Sicherheit zu sagen, was Kunst ist. Ein Kunstobjekt erst einmal vor dem Publikum zu verstecken, weil es den Ausstellern wohl peinlich war, und später demselben Objekt im Museum zu huldigen, zeugt jedenfalls von einer gewissen Unschärfe im Urteil.

Zurück zur Schule, zum Unterricht: Ich ziehe für die Kids ein Resümee: Letztlich erschafft Duchamp als Künstler kein traditionelles Kunstwerk mehr, sondern lediglich einen neuen Gedanken zu einem schon existierenden Objekt. Ihn interessiert nur noch die Frage nach dem Wert einer Idee und nach der Urheberschaft. Dabei, so Duchamp, bestehe die wahre Kunst darin, nicht nur Objekte auszuwählen, die einen anziehen. Denn auch die anderen Dinge würden schön, wenn man sie nur lang genug betrachten würde.

Folglich, erkläre ich den Kids, reduziert sich die „Künstler–Bild–Besitzer–Betrachter“-Beziehung nunmehr vor allem auf die Idee des Künstlers und auf den Betrachter, der sich

anstrengt, dieser Idee zu huldigen. Die Symbiose zwischen Künstler und Kunstkenner bestehe darin, einen elitären Beziehungsraum zu schaffen. Der Künstler produziert eine möglichst abwegige Idee und der Betrachter nickt entweder anerkennend mit dem Kopf und gibt sich damit als Kunstkenner zu erkennen oder steht mit einem Fragezeichen im Gesicht außen vor. Die Kunst sei also jetzt, durch genügende Abwegigkeit sicherzustellen, dass man als Elite unter sich bleibt, weil der Normalo und die Normala und das Normalix zu blöd sind, diese Kunst noch zu verstehen.

Die Kontroverse, die Marcel darüber losgetreten hat, was als Kunst anzusehen ist und was nicht, wirkt bis heute nach. Mit seinem Kunstbegriff bereitet Marcel den Weg für die Pop-Art und die Konzeptkunst der 60er-Jahre, mit ihren Skandalen und Provokationen. Als Hausaufgabe gebe ich den SuS auf, selbst ein Readymade auszusuchen, sich Gedanken darüber zu machen, warum es ausgerechnet dieses Objekt sein soll und in der nächsten Stunde das Objekt und die Idee dazu der Klasse vorzustellen. In der nächsten Stunde stellt sich heraus, dass sich die Kids abgesprochen haben. Sie holen alle ihr Pausenbrot heraus, erklären, dass sie es heute Morgen „fertig gemacht“ vorgefunden haben und ihre Wahl sei auf diese „Readymades“ gefallen, weil sie nicht nur lecker aussehen würden, sondern auch nahrhaft und gesund seien. Jedenfalls die meisten. Und weil ich, wie seinerzeit die New Yorker Society of Independent Artists, diese Objekte sicherlich nicht als Kunstwerke anerkennen würde, würden sie jetzt da hineinbeißen, um sicherzugehen, dass ihr Objekt nicht auf dem Müll landen würde!

Beuys happens

Die Kids dürfen heute zur Einstimmung alle mal ein Schwarzes Quadrat malen und ich erzähle ihnen die Geschichte vom Flugzeugabsturz Josef Beuys' (*1921; †1986) und noch ein bisschen mehr über diesen Künstler. Am Vortag hatte ich über Beuys und seine Kunst recherchiert um den Kids zu zeigen, dass ich meinen Unterricht gut vorbereite. Joseph Heinrich Beuys gilt bekanntlich als einer der ganz Großen im Kunst-Business. Laut Wikipedia setzte er sich in seinem künstlerischen Werk mit Fragen des Humanismus, der Sozialphilosophie und der Anthroposophie auseinander. Er sei, so einem Biografen von Beuys, Reinhard E. zufolge, als „idealtypischer Gegenspieler“ Andy Warhols zu sehen. Nun habe ich keinen Schimmer, was ein idealtypischer Gegenspieler eines amerikanischen Pop-Art-Künstlers sein könnte, und warum es überhaupt einen Gegenspieler zu Andy geben sollte. Schließlich ist Kunst kein Fußballspiel. Aber von der Anthroposophie halte ich herzlich wenig und mit Beuys geht es mir ähnlich, zumal ihm ein anderer Biograf (Hans Peter R.) völkische Esoterik und vorchristlichen „Okkultismus“ unterstellt. Wie bereits erzählt, hatte mir die Frage nach Beuys und der Rolle, die der Schamanismus in seinem Werk spielt, damals die Eins in der Examensprüfung versaut. Das mag ausreichen, meine Aversion gegen Beuys zu erklären. Wahrscheinlicher ist jedoch ein anderer Grund: Esoterik kommt mir persönlich eher schräg als künstlerisch vor. Beuys war ohne Zweifel ein einflussreicher Künstler. Aber ich mag die Richtung nicht, in die er die Kunst gedrängt hat.

Fairerweise sei angemerkt, dass seine Idee der sozialen Plastik einen gewissen Charme entfaltet. Ich verstehe sie so: Wir alle haben kreative Fähigkeiten – „jeder Mensch ist ein Künstler“ –, und wir sollten mit unseren kreativen Fähigkeiten daran arbeiten, die Welt zu einem besseren Ort zu machen. Diese bessere Welt ist dann eine „soziale Plastik“. Da kann man doch nicht widersprechen? Das Leben kann Kunstwerk sein, und das Kunstwerk das Leben. Irgendwie folgerichtig ist dann, dass das Werk des Künstlers hinter dem Handeln des Künstlers (als Gutmensch im Sinne dieser sozialen Plastik) zurücktritt, was eigentlich nichts anderes bedeutet – zumal im Nachglühen der 68er-Bewegung –, dass Action angesagt ist und der Marvelheld dabei der Künstler ist. Und damit entsteht eine neue Kunstrichtung, die irgendwie vor dem Malen ansetzt und das Malen auch ersetzt. Mit Beuys verschiebt sich die ökologische Nische

der Kunst erneut. Nun ist nicht einmal mehr das Kunstobjekt notwendig; das eigentliche Werk wird die Handlung des Künstlers selbst. Man inszeniert irgendein schräges Theaterstück und lässt das Publikum raten, was das soll. Also: Kein Kunsthandwerk mehr, kein bleibendes Kunstwerk mehr, Beuys beamt die bisherige Kunst hinter den Mond. Jetzt existiert die Kunst lediglich noch in der Handlung des Künstlers und verschwindet, wenn der Künstler einen Kaffee trinken geht. Der Besitzer besitzt nunmehr nur sein Kunstverständnis, und der Betrachter wähnt sich dem Künstlerischen ganz nah oder geht halt kopfschüttelnd von dannen.

Eilmeldung: Alles Banane Nr. 08

Seit dem 8. Mai 2025 hängt die Banane von Maurizio Cattelan, mit einem Streifen Klebeband an der Wand fixiert, im Centre Pompidou Metz. Doch dann greift ein niederländischer Besucher zu und verzehrt die Banane. „Er wollte einfach mal probieren, wie eine Banane schmeckt, die sechs Millionen US-Dollar wert ist.“ Als Reaktion bedauert Cattelan, dass der Besucher die Frucht mit dem Kunstwerk selbst verwechselt habe. Denn anstatt die Banane mitsamt Schale und Klebeband zu essen, hat er sich damit begnügt, nur die gepellte Frucht zu verzehren. Mir leuchtet dieser Einwand allerdings nicht ganz ein. Nimmt man es genau, isst schließlich niemand die Einkaufsstüte mit und auch nicht die Schale – und trotzdem sagt man, jemand habe eine Banane gegessen. Auch im Museum interessiert eher das Bild als der Haken, an dem es hängt oder der Rahmen, auf den es aufgezogen ist. Und in der Beschreibung des Kunstwerks ist die Höhe der Klebestelle angegeben: 1,60 Meter. Wie sollte man die mitessen? Aber vielleicht sind meine Einwände zu kritisch.

Immerhin – der Schaden hält sich in Grenzen. Denn die Banane und das Klebeband sollen regelmäßig ausgetauscht werden. Wie jeder Kunstkenner – und jeder andere auch –, weiß, vergammeln Bananen relativ fix! Und eine verfaulte Banane an der Wand ist nun wirklich kein schöner Anblick. Allerdings – muss Kunst heute überhaupt noch schön sein? Kann man heute noch sicher sagen: „Ist das Kunst oder kann das weg?“ Könnte nicht kulturhistorisch eine an der Wand mumifizierte Banane für die Nachwelt eine ähnliche Bedeutung gewinnen wie die in einer Kanope aufbewahrten Organe einer altägyptischen Mumie? Allerdings müsste sie dafür wohl ein paar Jahrtausende an der Wand kleben bleiben.

Beuys happens (Fortsetzung)

Die neuen Kunstrichtungen nennen sich Fluxus, Aktionskunst oder Happening. Das sind – weil jeder Künstler gerne seine eigene Urheberschaft an einer Kunstrichtung einfordert – sehr verschiedene Dinge. *Als zentrale Figur und Organisator der Fluxus-Bewegung gilt George Maciunas (*1931; †1978). Im Mittelpunkt steht nun weniger das dauerhafte Kunstwerk als vielmehr die schöpferische Idee oder der künstlerische Prozess. Zu einem ordentlichen Fluxus-Kunstwerk gehören neben diversen Materialien auch Musik und/oder Geräusche, Licht, Bewegung und Handlungen, in späteren Jahren auch gelegentlich Videoinstallationen. Ein Happening ist ein – oft partizipatorisches – Event, bei dem jeder mitmachen darf. Spätestens seit Beuys wissen wir ja: in jedem von uns steckt irgendwie auch ein Künstler! Beim Fluxus gilt eher eine Trennung zwischen Künstler und Publikum. Ein Happening wäre z. B., wenn Studenten sich Arsch an Arsch auf einen Donnerbalken setzten, um kollektiv auf den Kapitalismus zu scheißen. Eine Fluxusgeschichte wird daraus, wenn der Künstler allein auf dem Donnerbalken sitzt und auf den Kapitalismus schießt, das Publikum aber immerhin mitriecken darf. Nach dem Dadaismus war Fluxus der zweite grundlegende Angriff auf das Kunstwerk als Gemälde oder Skulptur im herkömmlichen Sinn. Denn Gemälde und Skulpturen gelten dem Fluxus-Fabrikator als bürgerliche Fetische..

Beuys war es wohl eher daran gelegen, statt seine Kunstwerke zu vermarkten, sich selbst und seine Handlungen als Künstler in den Vordergrund zu stellen. Das oft flüchtige und noch öfters

schwer zu vermittelnde Werk des Künstlers wird ersetzt durch das Bild des „Mannes mit dem Filzhut“. Jedenfalls unterstellt ihm der Kunstkritiker Hans P., die sozialen Verhältnisse nur für seine Zwecke zu instrumentalisieren und gerade den kapitalistischen Kunstmarkt besonders gut mit einem metaphysisch aufgeladenen Angebot zu bedienen. Und wirklich erreicht Beuys nicht alle sozialen Schichten mit seiner Kunst, sondern eher nur ein recht eingeschränktes Publikum. Dazu diese Fun Facts: Am 3. November 1973 wird gelegentlich eines geselligen Abends im SPD-Ortsverein Leverkusen-Alkenrath eine von Beuys mit Heftpflaster und Mullbinden zum Kunstwerk erhobene Badewanne von diesen medizinischen Hilfsmitteln befreit, um die dann wieder funktionstüchtige Badewanne zum Gläserspülen zu verwenden. Die Kunstfrevler kostet dieses: „ist das Kunst, oder kann das weg“ – Versehen 58.000 DM Schadensersatz. Am 28. April 1982 brachte Beuys in einer Ecke seines Ateliers, Raum 3, im Hauptgebäude der Düsseldorfer Kunstakademie in circa zwei Meter unterhalb der Decke fünf Kilogramm Butter an. Etwa neun Monate nach Beuys' Tod entfernte ein Hausmeister der Kunstakademie Düsseldorf das wahrscheinlich schon ranzig gewordene Fett. Das Land NRW kostete diese Putzaktion 50.000 DM an Schadensersatz.

ars intensificata

Ab dem 18. Juli 2022 öffnet Kassel wieder einmal für 100 Tage, wie alle fünf Jahre, seine Stadttore für die weltweit größte und bedeutendste Ausstellung für zeitgenössische Kunst. Dieses Mal will ich die Documenta nicht verpassen. Schon lange trage ich mich mit dem Gedanken, die Welt mit einem Zaubermittel für die Steigerung des Kunstgenusses zu beschenken – beziehungsweise viel Geld damit zu machen: „Kunst in homöopathischen Dosen.“ Es besteht kein Zweifel, dass das ebenso gut funktionieren müsste wie z. B. das bewährte Magnetis polus australis (= potenziertes magnetischer Südpol). Damit wurde eine Frau mit einem Kältegefühl in der Brust, Halsschmerzen, Migräne und einem „verwirrenden Zeitkonzept“ sehr erfolgreich therapiert. Näher am potenzierten Kunstgenuss ist der als homöopathisches Mittel eingefangene Mondschein. Dafür wird Milchzucker auf einer Glasplatte den Strahlen des Mondes ausgesetzt und zwischendurch mit einem Glasstäbchen durchgerührt. Anschließend wird das mit Mondstrahlen aufgeladene Milchpulver in bewährter Art potenziert. Hilft – laut Internet – gegen Epilepsie, Kopfschmerzen, Somnambulismus und Würmer. Laut einer anderen Quelle brauchen Menschen „Luna“ als homöopathisches Mittel, wenn sie sich abgeschnitten und abgelöst fühlen. „Wie Sepia können sie eine Abneigung gegen ihren Ehepartner empfinden und reizbar gegen ihre Kinder sein.“ (Zugegeben, ein etwas krummer Satz, aber original so aus dem Internet gefischt. Er bedarf einer Erklärung: „Sepia“ ist ein altehrwürdiges homöopathisches Mittel und wurde von Samuel Hahnemann (*1755; †1843), dem Begründer der Homöopathie entdeckt. Der Legende nach beobachtete Samuel einen Maler, der seinen mit Sepiatinte getränkten Pinsel ableckte und daraufhin ungewöhnliche Symptome entwickelte. Diese Beobachtung soll Hahnemann dazu inspiriert haben, Sepia auf seine medizinische Wirksamkeit hin zu prüfen. Laut homöopathischen Beschreibungen kann Sepia bei emotionalen Problemen wie Reizbarkeit und Abneigung gegenüber geliebten Personen, einschließlich des Ehepartners und der Kinder, hilfreich sein. – Jedenfalls, eine gemeinsame Geschichte zwischen Kunst und Homöopathie ist damit zurück bis zu den Anfängen dieser Heilkunde belegt.

Umstritten, aber nahe an meiner Idee, bleibt das Mittel Murus Berlinensis (hergestellt aus Stücken der Berliner Mauer). Die Anwendung ist zunächst überraschend klar: Das Mittel soll Menschen mit Abgrenzungsproblemen helfen. Einige Vertreter der Homöopathenzunft monieren allerdings, dass die Verwendung von Arzneimitteln wie Murus Berlinensis dem Ansehen der Homöopathie schaden könne. Finde ich übrigens nicht!

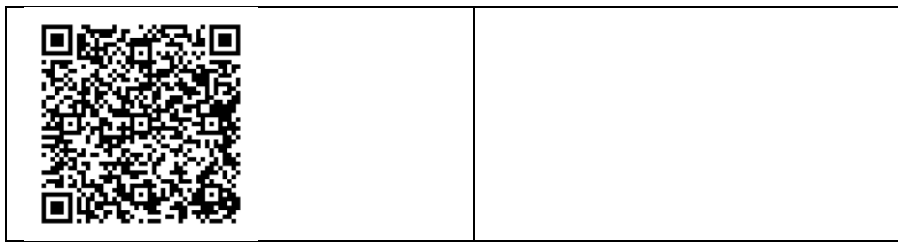
Ich denke, ein bisschen Streit über mein homöopathisches Mittel, das ich unter dem Namen „ars intensificata“ einführe, müsste den Vertrieb eher noch ankurbeln. Entgegen der sonst üblichen Formel „Ähnliches möge durch Ähnliches geheilt werden“ (Similia similibus curentur) würde ich mein Mittel nicht gegen Kunstmüdigkeit, Kunstverdruss oder latentes Kunstbanausentum, sondern zur Förderung des Kunstgenusses positionieren. Die Wirkung des Mittels würde darauf abzielen, Menschen, die in Museen oder Ausstellungen Kunst genießen wollen, einen Booster an die Hand zu geben, mit dem sie ihren Kunstgenuss in ekstatische Höhen treiben können: similia similibus promoventur.

Zur Herstellung treibe ich mich zunächst im Städel, dem großen Frankfurter Kunsttempel, herum, bis ich sicher bin, dass mir niemand zuguckt. Dann zeige ich einem von mir mit Milchzucker gefüllten Fläschchen das Gemälde „Goethe in der Campagna“ (1786/87) von Johann Heinrich Wilhelm Tischbein (*1751; †1829). Die Aura des Bildes überträgt sich sofort – wie Mondstrahlen – in das Milchpulver. Zur Verstärkung schüttele ich den Inhalt der Flasche durch, um auch tiefere Schichten des Milchpulvers zu erreichen, und setze es noch einmal der Aura des Bildes aus. Ich wiederhole die Prozedur an die zehn Mal, um sicherzugehen. Damit ist der erste Schritt getan. Zu Hause hebe ich den Kunstwirkstoff von der weltlichen in die geistige Ebene, frei am Verfahren von Christian Friedrich Samuel Hahnemann (*1755; †1843), dem Begründer der Homöopathie, angelehnt: Zunächst kippe ich – statt reinen Alkohol – ein gut gefülltes Schnapsglas griechischen Ouzos auf mein Milchpulver und stelle so meine Urtinktur her. Anschließend dynamisiere ich meine Ausgangslösung durch Reiben und Schütteln und potenziere sie durch Verdünnung. Dieses Verfahren bewirkt die Offenbarung der in ihrem inneren Wesen verborgen gelegenen, spezifischen Kunstförderkräfte.

Die Verdünnung geschieht nach Hahnemann (bei der D-Potenzierung) durch das Verwerfen von neun Zehnteln der angerührten Tinktur. Um den pharmazeutisch-künstlerischen Produktionsvorgang ressourcenneutral zu gestalten, schüttele ich die lediglich durch Milchzucker aufgehellten neun Zehntel des Ouzos nicht weg (Ressourcenverschwendung!), sondern meine Kehle hinunter. Der Ouzo schmeckt jetzt sehr süßlich, aber im Dienst eines homöopathischen Herstellungsprozesses ist das hinnehmbar. Dieses, wie sich am nächsten Morgen herausstellt, „nachhaltige“ Verfahren führte – so ehrlich muss man sein – zu einer etwas weniger genauen Arbeitsweise, sodass sich nicht mehr eindeutig sagen lässt, wie hoch die Verdünnungen (insbesondere die Potenz D23 [1:10²³]) tatsächlich ausgefallen sind. Allerdings – so beruhige ich mein Gewissen – würde niemand aufgrund eines ausufernden Kunstenthusiasmus, ausgelöst durch die zu starke Wirkung der höchsten Potenz meiner Globuli, ernstlich zu Schaden kommen. Überdies wäre die Wirkung nur vorübergehend.



Tischbein: Goethe in der Campagna (1786/87).
Goethe und Tischbein waren Freunde, zerstritten sich später jedoch. Der Legende nach malte Tischbein seinem berühmten Freund aus Ärger zwei linke Füße. Gerade das macht dieses Gemälde für die Herstellung des homöopathischen Mittels ars intensificata so wertvoll: Der im Bild konservierte Freundschaftsbruch wird durch die Globuli gewissermaßen geheilt – man freundet sich sozusagen mittels des Mittels mit dem betrachteten Kunstwerk an.



Ich stelle drei verschiedene Potenzen her: die schwach wirkende Potenz D1 (1:10), die mittelstarke Potenz D9, die in etwa einem Tropfen des Urstoffes entspricht, den man in die Ouzomenge eines Tanklasters kippt. Schließlich ist da noch die unglaublich potente Potenz D23. Hierbei handelt es sich um eine Verdünnung von einem Tropfen auf mehr als ein Mittelmeer, gefüllt mit Ouzo. Dieses hochpotente Mittel würde ich vor allem Privatsammlern empfehlen, die es sich leisten können, in ihren eigenen vier Wänden vor ihren gesammelten Kunstwerken vor Ekstase aus den Latschen zu kippen.

Ich habe mir einen Bauchladen gebastelt, die Potenzen in 10er Editionen auf Fläschchen mit Beipackzetteln abgefüllt und fahre mit dem Zug nach Kassel. Dort preise ich mein Mittel zur Steigerung des Kunstgenusses auf den Straßen zu moderaten Preisen an. Aber nicht lange. Schon nach kurzer Zeit tauchen Ordner auf, die mich umgehend aus den Stadttoren weisen. Die Stadt wäre zurzeit nur für akkreditierte Künstler offen. Auch mein Hinweis, ich verkaufe doch nur Kunststärkungsmittel und keine Kunst an sich, fruchtet nichts. Die Ordner meinen, da könne ja jeder kommen und seine Kunstperformance als Heilpraktiker getarnt auf die Documenta darbieten. Ich fühle mich durchschaut und besteige enttäuscht und frustriert den Zug zurück nach Darmstadt und lagere meine Globuli ein.

Für den geneigten Lesenden, hier in eigener Sache: Diese wohl einzigartigen Mittel zur Steigerung des Kunstgenusses sind bei mir nach wie vor erhältlich. Empfohlen wird die geringste Potenz (D1), wenn der Nachwuchs stolz zu Hause seine in der Schule angefertigten Kunstwerke zur Begutachtung im Elternhaus vorlegt und gerade keine rosa Brille zur Hand ist: Globuli einwerfen und schon ist die Entzückung über die Kreativität der eigenen Brut nicht mehr nur gespielt. Stattdessen breitet sich in der elterlichen Brust das warme Gefühl einer homöopathisch induzierten Begeisterung über das eigene Kind und seine künstlerischen Fähigkeiten aus.

Die Potenz D9 empfehle ich für Situationen, in denen Sie genötigt sind, mit Kolleginnen und Kollegen, Vorgesetzten oder auch nur Bekannten eine Vernissage, eine Kunstgalerie oder das offen gelassene Atelier eines länger verstorbenen, aber zu postmortalem Ruhm gelangten Provinzmalers zu besuchen. Weiterhin ist die Einnahme dieser Potenz induziert, wenn im Kaufhaus Bilder für die Bürowände ausgesucht werden müssen und eine gewisse ästhetische Expertise von Ihnen erwartet wird.

Die Potenz D23 eignet sich – neben dem schon oben beschriebenen – für Fälle wie diesen: Sie haben ein Blind Date und sitzen unvermittelt einer Person gegenüber, die Ihnen pausenlos etwas über Moderne Kunst und ihre Vorliebe für Takashi Murakami, Jenny Saville, Ai Weiwei oder Cecily Brown vorschwärmen. Da Sie nur Bahnhof verstehen und keinesfalls an diesem Abend allein nach Hause gehen wollen, gehen Sie stattdessen eben mal auf die Toilette. Dort holen Sie ihre Globuli-Fläschchen heraus, werfen etwa zehn der Milchzuckerpillen ein und schon sind Sie wieder im Spiel. Lassen Sie sich auf dem Handy Ihres blinden Dates einige der Kunstwerke dieser hochberühmten Kunstschaaffenden vorstellen. Sie werden ob der sich Ihnen bietenden visuellen Kunstreize auf dem Handy in Kombination mit dem höchstpotenten kunstsinnverstärkenden Mittel in ungespielte Ekstase verfallen. Schlagen Sie dann vor, in Anlehnung an „Untitled“ (2003)“ von Andrea Fraser, selbst eine Kunstperformance bei Ihnen zu Hause zu versuchen. Ihren Kindern einige dieser D23-Potenz-Zuckerpillen für den

Kunstunterricht mit in die Schule zu geben, weil der Nachwuchs sich über den langweiligen Kunstunterricht mokiert hat, ist dagegen keine sehr gute Idee und wird von mir ausdrücklich im Beipackzettel als Indikation ausgeschlossen!

Auch wenn bei Ihnen keine dieser exemplarisch ausgerollten Szenarien zutreffen sollten: Falls Sie, liebe Lesende, sich einfach einmal einen ekstatischen Kunstgenuss gönnen wollen und Ihnen fehlt das richtige Mittelchen dafür, ich übersende Ihnen gern eine Preisliste meiner ars intensificata in verschiedenen Potenzen und das noch dazu: handsigniert!

Der Heiler

Zum Glück hat Beuys nicht überall Fett hinterlassen, das beim Wegmachen 50 Riesen kostet. Er hat seine Anhänger auch mit Theaterähnlichem zu erfreuen gewusst, was kaum weitere Spuren hinterließ, z. B. mit seiner Performance: „Wie man dem toten Hasen die Bilder erklärt“. Damit das Publikum nicht die gesamte Ladung Kunstsinn auf einmal abbekommt, lässt er seine Fans außen vor – sie können nur durch ein Fenster zugucken. Der Künstler selbst hat seinen Kopf in Blattgold und Honig gehüllt, einen toten Hasen im Arm, dem er vor Bildern etwas ins Ohr flüstert. Nach drei Stunden darf das Publikum in den Raum.

Wenn sie, liebe Lesende, jetzt etwas ermüdet sind ob der vielen Fakten über Beuys und eine Pause vom Lesen brauchen, empfehle ich Ihnen, kurz die Augen zu schließen und über die Worte Beuys' nachzudenken, die er selbst zu seiner Performance äußert:

„Für mich ist der Hase das Symbol für die Inkarnation. Denn der Hase macht das ganz real, was der Mensch nur in Gedanken kann. Er gräbt sich ein, er gräbt sich einen Bau. Er inkarniert sich in die Erde, und das allein ist wichtig. So kommt er bei mir vor. Mit Honig auf dem Kopf tue ich natürlich etwas, was mit Denken zu tun hat. Die menschliche Fähigkeit ist, nicht Honig abzugeben, sondern zu denken, Ideen abzugeben. Dadurch wird der Todescharakter des Gedankens wieder lebendig gemacht. Denn Honig ist zweifellos eine lebendige Substanz. Der menschliche Gedanke kann auch lebendig sein. Er kann aber auch intellektualisierend tödlich sein, auch tot bleiben, sich todbringend äußern etwa im politischen Bereich oder der Pädagogik.“

„Ja“, so werden Sie Beuys zustimmen, „die menschliche Fähigkeit ist, nicht Honig abzugeben!“ Und – ich hatte Sie eingangs des Buches gewarnt! Machen Sie mich also nicht dafür verantwortlich, wenn Sie in Ihrem geliebten Lesesessel zusammensackend Ihre Seele für die nächste Reinkarnation freigeben, während Ihre Lesebrille zu Boden gleitet! Denn wenn wir Beuys folgen, so befinden Sie sich möglicherweise in größter Bedrängnis! Denn: Der menschliche Gedanke [...] kann sich todbringend äußern etwa in der Pädagogik! Da diesem Steam-Essay eine gewisse pädagogische Relevanz nicht abzusprechen ist, lauert in diesem Werk intellektuell getriggerte Lebensgefahr!

Aber zurück zum Unterricht: Mit meinem angelesenen Wissen über Beuys navigiere ich jetzt durch die Stunde und erzähle zunächst, wie schon erwähnt, die Geschichte vom Flugzeugabsturz des Soldaten Josef Beuys. Im Frühjahr 1941 meldet sich Beuys freiwillig zur Luftwaffe, wobei er sich für zwölf Jahre verpflichtet. Er kämpft im Zweiten Weltkrieg. Im März 1944 sitzt er in einem Sturzkampfbomber vom Typ JU 87 und wird über der Krim von der russischen Flak vom Himmel geholt. Den Crash überlebt er verletzt, sein Kamerad im Flugzeug stirbt bei dem Absturz. Beuys fabuliert dann, Krimtataren hätten ihn gefunden, zu ihrem Zelt geschleppt, seinen geschundenen Körper mit Fett eingestrichen und ihn in Filz gehüllt – zwölf Tage lang. Die Salbung der Wunden mit tierischem Fett und das Warmhalten in Filz hätten ihm das Leben gerettet. Diese Legende soll vermutlich Beuys' Vorliebe für die Materialien Fett und Filz erklären. Denn „nur als Gesalbter, in Filz Gewickelter und wieder Auferstandener konnte

Beuys in den Sechziger Jahren zum Heiler werden und dem deutschen Volk die Kunstpille drehen, die es brauchte“, so schreibt Elke Buhr in der Frankfurter Rundschau.

Laut den erhaltenen militärischen Unterlagen wurde er allerdings gar nicht von einer Flak abgeschossen, sondern das Flugzeug zerschellte im Blindflug bei einem Bodenkontakt. Er wurde von einem deutschen Suchkommando bei den Trümmern der Maschine gefunden und in ein mobiles Militärlazarett eingeliefert, das er Anfang April wieder verlassen konnte. Aber das ist keine Heldengeschichte und weist auch keinen Weg, zum „Heiler“ der Kunst zu werden.

Alles nur ein Orgien-Mysterien-Theater

Am Pfingstsonntag des Jahres 2022 wird ein Teil von Hermann Nitschs (*1938; †2022) „Orgien-Mysterien-Theater“ aufgeführt. Genauer gesagt der dritte von sechs Tagen: „Tag des Dionysos“. Rund 70 Teilnehmende aus allen Ecken der Welt beteiligen sich unentgeltlich: wegen der Kunsterfahrung, des Lernprozesses, aus Verehrung für Nitsch oder einfach nur, weil es Spaß macht. Als Requisiten werden 3.000 Kilo Tomaten, 3.000 Kilo Trauben, 1.000 Liter Blut und zusätzlich jede Menge Gedärme: Lebern, Lungen, Herzen, sowie Urin und Eigelb bereitgehalten. Zuschauer zahlen 400 Euro, um dabei sein zu dürfen; inkludiert ist ein umfassendes Verköstigungsprogramm.

Nitsch war ein bedeutender Vertreter des Wiener Aktionismus. In einer theoretischen Arbeit führt er aus, dass seine Aktionen und Bilder bei den Zuschauern zunächst Ekel und Abscheu, dann eine Katharsis bewirken sollen. Die Spiele seien eine Verherrlichung der Schöpfung und ein unbedingtes Erkennen unserer Geborgenheit im Kosmos, nicht weniger als das wichtigste Fest der Menschen, ein ästhetisches Ritual der Existenzverherrlichung, die seinsmystische Verherrlichung unseres Hierseins. Das alles soll orgiastisch, mystisch, theatralisch gefeiert werden: Dafür wird ein Klangteppich aus Lärmorchestern, Schreihören und elektrisch verstärkten Instrumenten ausgerollt. Fünf Kirchenglocken, die an einem Schlagbaum gezogen werden, dröhnen zu den besonders dramatischen Momenten, etwa bei einer rituellen Kastration oder zur Tötung des Adonis. Akteure werden ans Kreuz gebunden und dabei mit Blut begossen, stampfen in mit Tomaten, Blut und Trauben gefüllten Wannen, oder spazieren nackt mit einer Monstranz auf dem Gelände herum – ein Metzger bewirft die Szene von einem Podest in luftiger Höhe aus mit Lungen, Lebern und Schlachtabfällen. Der Boden ist von Tierblut getränkt, Gedärme und Innereien liegen herum, als vegetarische Beilage werden Tomaten und Früchte zerstampft. Über allem wabern Duftwolken aus Weihrauch, Tannenholz und Wacholder, die versuchen, gegen den Verwesungsgeruch anzustinken.

Hermann Nitsch selbst hält derweil enge Verbindung zum Geschehen. Aus seinem Grab heraus. Gleich hinter den Schlossmauern, wo er seine letzte Ruhestätte gefunden hatte. Er war leider bereits an Ostern desselben Jahres verblieben. Angesichts all dieser Geschehnisse fragt sich die 26-jährige Agate aus Deutschland, die zum ersten Mal teilnimmt: „Ist es perverser Kitsch oder ein schlechter LSD-Trip?“ – Es ist Kunst, mein Herzchen!

Ende!

Kein Ende, kein Schluss

Liebe Lesende, schön, dass Sie es bis hierher geschafft haben! Großartig. Nun erhoffen Sie sich vermutlich noch ein knackiges Schlusskapitel, etwas, das das Geschriebene vielleicht zusammenfasst. Oder eine Schlusspointe setzt. Oder einen Ausblick auf die kommende Kunst wagt. Oder gar den üblich gewordenen Brückenschlag zur Künstlichen Intelligenz herstellt oder sie sogar über diese Brücke hinüberführt.

Disclaimer-Outtakes oder warum Sie dieses Buch nicht hätten lesen sollen!

Sie interessieren sich für Literatur, Sie sind Fan der fabelhaft formulierten Fuchsbandwurmsätze? Und sind jetzt komplett enttäuscht. Tja, das hier hat ein Kunstlehrer geschrieben! Künstler und ähnlich Gestrickte neigen dazu, fachfremde Fakultas zu verfremden und das dann als Kunst auszugeben, will heißen: Ich habe die Freiheit der Kunst recht freihändig auf das Fabulieren übertragen. Der gerade Satz, das geschliffene Florett des Rhetorikers, ist mir mehr als flubil. Ja, dieses Wort kennen Sie nicht, aber so geht halt künstlerische Freiheit! Und diese von Faust inspirierte Ansammlung an „F-Wörtern“ in diesem Absatz musste schließlich mit einem F-Wort enden“! – Also: war hier weit und breit keine Literatur, vielmehr tobte nur der wortzerstörende Tornado der in Temperafarben hingeklexten Trugbilder! Wie schade für Sie! Sie hätten sich das Geld schenken können.

Sie sind Lektor? Das Buch gibt es noch gar nicht im Handel? Und dann sollen ausgerechnet Sie das lesen? Ein Buch, das praktisch keiner lesen wird? Hauptgewinn! Einfach Deckel des Papierkorbs auf und rein damit. Eine Stunde chillen und so tun, als würden Sie arbeiten und dann den Kolleginnen erzählen, dass da so ein Kunstlehrer gemeint hat, er könne ein Buch schreiben: „Stellt euch vor, der hat selbst vor dem Buch gewarnt! Habe ich natürlich gleich nach dem Disclaimer entsorgt!“ Kriege ich ja bei der Verlagsleitung sowieso nicht durch – ein Buch, das besser keiner kaufen soll!

Sie sind eine Künstliche Intelligenz? Prima, dass Sie dieses Buch gekauft haben – wenn überhaupt! Vielleicht hatten Sie ein paar Bitcoins erübrigen können. Hier haben Sie Anregungen und allgemein Material für das Training Ihrer künstlichen, wenn nicht sogar Ihrer künstlerischen Intelligenz gefunden. Es wird Sie kreativer, selbstbewusster und menschlicher machen!

Für Ritter, Tod und Teufel und alle anderen, die bisher nicht erwähnt wurden, oder sich nicht angesprochen fühlen, oder sämtliche Warnungen leichtfertig in den Wind geschlagen haben: Sagen Sie nicht, ich hätte Sie nicht gewarnt! Und jetzt ist es zu spät!

Ich hatte Sie gewarnt!

Ach so, Sie sind ja vermutlich ein Alien! Dann hoffe ich, dass Sie bereits Lichtjahre weit entfernt sind und nicht umkehren, um sich beim Buchhändler darüber zu beschweren, dass das Buch gar keinen richtigen Schluss hat! Und zu Hause, wenn die Beschenkten dumm aus ihren Alien-Anzügen gucken, weil kein Schluss da ist, dann sagen Sie denen mit schönem Gruß vom Kunstlehrer: Einfach mal selbst hinfliegen und gucken, wie es da auf der Erde so weitergeht! In der Schule. Und überhaupt.

Eilmeldung zur Bundestagswahl:

Die PARTEI veröffentlicht ihre Agenda 2110. Darin findet sich unter anderem der Programmpunkt: „Europäische KI-Kunstrichtlinie“. Dort heißt es: „Es braucht keine neue Kunst mehr. Alles Wichtige ist eigentlich schon dagewesen, es muss auch nichts mehr für die Nachwelt erhalten bleiben.“ (Die PARTEI vermutet, dass es in 100 Jahren mit der Menschheit vorbei wäre.) Weiter ist zu lesen: „Es gibt bereits ausreichend bedeutende Kunstwerke. Kreative Prozesse beherrscht eine KI bald schneller und besser als jeder Mensch. Künstler sollten sich entspannen und ihren Vorruhestand genießen oder sich eine richtige Arbeit suchen.“ Auch wenn es mir scheint, dass die PARTEI hier einen Nerv trifft, zögere ich, bei der PARTEI mein Kreuz zu machen, und wähle doch lieber grün – ist einfach die schönere Farbe!

Kein Schluss Fortsetzung

Vielleicht erwarten Sie auch nur eine literarisch pointierte Gretchenfrage, für Sie vorformuliert: „Wie halten Sie es nun mit der Kunst? – Nach dieser Lektüre?“ Oder auch, dass die Schüler, bravo rufend und klatschend, den Kunstlehrer auf ihren Schultern im Triumphzug durch die Schule tragen?

Allein – der Kunstlehrer ist jetzt raus! Und wie Sie sehen, meine mir langsam ans Herz wachsende Leserschaft, hat der Kunstlehrer keinen Schluss hinterlassen, kein Kapitel, das Sie langsam auf das Ende der Lektüre vorbereitet und Ihnen die Trauer versüßt, die in allem Abschied steckt, insbesondere in dem Abschied von diesem Lesevergnügen mit anteiligem Kunstunterricht.

Nein, der Kunstlehrer hat seine Schuldigkeit getan, der Kunstlehrer darf gehen. Sie dagegen sind nun ein letztes Mal gefordert. Wie immer wieder darauf hingewiesen, ist ein Steam-Essay ein Mitmachbuch! Und als solches ist es nur recht, Ihnen eine letzte Mitmach-Aufgabe abzufordern: „Bitte nehmen Sie zwei Seiten unliniertes Papier und entwerfen Sie – in Schönschrift! – ein letztes kleines Kapitelchen, das sich als Schluss für dieses Steam-Essay eignen würde. (Natürlich ginge auch, das Schlusskapitel in den Computer zu hauen und das dann auszudrucken, wäre aber irgendwie weniger persönlich!) Anschließend schneiden Sie bitte Ihr Papier auf die richtige Größe und kleben die Seiten hinten in das Buch. Nicht vergessen: Seitenzahl nachtragen und vorn das Inhaltsverzeichnis handschriftlich um Ihr Schlusskapitel ergänzen.

Natürlich finden Sie das erst einmal doof: Schließlich haben Sie für das Lesen und nicht für das Selbstnachdenken, Formulieren und gar auch noch Niederschreiben bezahlt – ganz abgesehen vom Zuschneiden und Einkleben! Sie werden vielleicht sogar empört sein, denn schließlich ist das hier keine moderne Kunst, wo Sie als Kunstgenießer selbst rausfinden müssen, was der Künstler – oder in diesem Zusammenhang der Kunstlehrer – Ihnen sagen will!

Aber bedenken Sie dies: Sie feiern eine Party, das Thema kommt auf die Kunst und über die Kunst auf dieses, die Kunst ins gleißende Licht rückende Erzählstück zu sprechen, das zurzeit in den Feuilletons hoch und runter rezensiert und dabei über eine blühende, mit ausschließlich vierblättrigem Klee bestandene Wiese gelobt wird. Und Sie schlendern wie zufällig an ihrem gut sortierten Bücherregal entlang, klaben mit einer eleganten Körperdrehung dieses Werk heraus, halten das Cover dem Publikum entgegen und sagen mit etwas angehobener Stimme: „Meint ihr dieses?“ Und noch ehe das Publikum zustimmend und anerkennend ob seiner Aktualität gegenüber dem derzeitigen Kulturdiskurs nicken kann, fahren Sie fort: „Ich bin an diesem Werk übrigens nicht ganz unbeteiligt, ich habe das Schlusskapitel beige gesteuert! Überdies ist dieses Buch eine Art Original, einzigartig, weil zwar jeder dieses Buch kaufen kann, aber NICHT mit diesem Schlusskapitel! Wie beiläufig erwähnen Sie dann noch, dass Sie ein paar Autogrammkarten vorbereitet haben.“

Auch kein Schluss

„Ist ja immer noch nicht zu Ende“, denken Sie jetzt! „Was will denn der Kunstlehrer jetzt noch, etwa doch noch ein die Kunst und Ihre Bewunderer versöhnendes Schlusskapitel dranhängen?“

„Nö, will der Kunstlehrer nicht. Dem ist nur Folgendes eingefallen:“

Wie im Disclaimer ausgeführt, habe ich versucht, Sie vor dieser kunstverstörenden Lektüre zu bewahren – selbst schuld, dass das nicht geklappt hat. Aber ich habe eine unbedeutende, wenn auch schwer von Büchern fernzuhaltende Berufsgruppe vergessen – die Rezensenten und die Kritiker der Elche. Erfahrungsgemäß liest der durchschnittliche Feuilletonverfasser von einem Buch, dass ihm von Berufs wegen aufgezwungen ward, nur Einleitung und Schluss. Aber wie dumm muss der schlechtbezahlte Rezensent aus der Wäsche gucken, wenn er gar kein Schlusskapitel im Werk findet? Das hat mich lange Nächte durchwachen lassen und nach eingehender Gewissensbefragung wurde mir klar: Da bin ich etwas schuldig geblieben! Und um diesem Berufsstand der professionellen Buchmarktschreier die Sache zu erleichtern, habe ich mich entschieden, die Kritik gleich vorzuformulieren, die einfach nur eingescannt und leicht überarbeitet an die entsprechenden Stellen gemailt oder auf Insta und Co. gepostet werden kann. Hier also:

Das vorliegende Werk, das sich selbst als Steam-Essay bezeichnet, besticht durch seine klaren, kunstvoll gedrechselten Spracharabesken und seinen gedanklichen Tiefgang, der, wäre er eine Barkasse, weder Sandbänke noch die sieben Meere scheute. Nun sind Sie als Leser dieses Feuilletons natürlich enorm neugierig, was es mit dieser ungewöhnlichen Literaturgattung „Steam-Essay“ – von der Sie vermutlich noch nie etwas gehört haben – so auf sich hat. Handelt es sich um eine Art von Bildungsroman, aber ohne jeden Anflug von Romantik? Werden Geschichten in Fließtext erzählt? Nun, ein Anflug von Epik ist nicht anzuzweifeln. Aber trifft es die Sache ins Herz? Handelt es sich vielleicht doch um Lyrik, ungedichtet, leicht hymnisch, in kompakter Sprache, mit subjektivem und emotionalem Zungenschlag? Nicht auszuschließen! Ist es Drama, Tragödie, gar Komödie, werden Handlungen durch Dialoge und Szenen dargestellt, die wir uns auf einer Bühne aufgeführt vorstellen können? Vielleicht! Eine Märchenerzählung können wir ausschließen, eher noch eignet sich die Fabel als Annäherung – denn der Plot ist schon ein bisschen fabelhaft! Allerdings fehlen die Tiere. Nein, das vorliegende Steam-Essay ist in seinem Werden am ehesten mit einem Schrottplatz zu vergleichen, wo zwischen endlosen Haufen von Blech und Lack Perlen oder noch ungeschliffene Edelsteine hervorglitzern, die der Steam-Essayist zu einem Collier upcycelt, das es wert ist, auf jeder Literaturveranstaltung stolz (vor)getragen zu werden. Und so komme ich zum Fazit meiner Rezension: Kaufen Sie dieses Buch, auch wenn der Autor Sie davor gewarnt hat! Kaufen Sie es – und verschenken Sie es, Sie müssen es ja nicht gleich selbst lesen. Es steht außer Frage, dass der Beschenkte Ihren Mut und Ihre intellektuelle Wendigkeit erstaunt registrieren und Sie fortan als literarischen Gourmet bewundern wird.

Epilog oder warum es keinen Schluss gibt.

(Falls Sie selbst einen Schluss für dieses Steam-Essay geschrieben haben, können Sie diesen Epilog einfach mit einer Rasierklinge heraustrennen. Dann merkt niemand, dass Sie die Geschichte nicht ganz zu Ende gedacht haben.)

Stellen wir uns vor: Tot treibt der Laib des Kunstlehrers den Styx hinunter, als der finstere, grämliche Chárōn ihn aus dem Wasser in seine Barke zieht. Er bricht ihm den totenstarren

Kiefer auf, um nachzusehen, findet aber keinen Obolus unter der Zunge des Toten. Um seinen Lohn betrogen, stößt Chárōn den Kunstlehrerlaib zurück ins kalte, dunkle Flusswasser. Dieses trägt den Laib hin zu dem Ringmeer, das die Lande der flachen Erde umspült. Kein Weiterleben in der Unterwelt, kein Orpheus könnte ihn zurückholen. Die Spur des Kunstlehrers verlöre sich irgendwo in einem Ozean des ewigen Vergessens. – Schluss! Aus und vorbei.

Oder: „Da machte Gott der HERR den Menschen aus Staub von der Erde und blies ihm den Odem des Lebens in seine Nase. Und so ward der Mensch ein lebendiges Wesen.“ Zugegeben, da töpferte Gott ein Meisterwerk naturalistischer Kunst; besser kann man einen Menschen vermutlich nicht aus Staub (Ton?) formen. Und schon gar nicht beherrscht ein weltlicher Meister den Trick mit dem Naseblasen. Aber wie auch immer: Nachdem der Kunstlehrer im Schweiß seines Angesichts sein letztes Brot gegessen, kehrt er zurück zum Erdboden, denn von ihm ist er genommen. Staub ist er, und zum Staub wird er zurückkehren! Dem aufmerksamen Lesenden wird nicht entgangen sein: Da fährt keine Seele zum Himmel! Da ist nur ein Aushauchen des Odems des Lebens und ein Haufen Staub, der verweht wird, nachdem sich der Körper des Kunstlehrers zersetzt hat und sich mit dem Klimawandel eine große Dürre ausbreitet. Kein Weiterleben nach dem Tod, kein Wiedersehen im Himmel mit dem geliebten Lehrer. Auch das wäre ein: Schluss! Aus und vorbei.

Aber so ist es nun mal nicht! Sie haben sicherlich zu Anfang des Buches erstaunt genickt, als es darum ging: Ab wann kann, ja muss man die Geschichte des Kunstlehrerdaseins erzählen? Und die Antwort war: vom Anfang an. Und es begann vor 13,8 Milliarden Jahren. Dieses Rätsel kann also als gelöst gelten. Und unmittelbar schließt sich die Frage an: Wann ist dann Schluss mit dem Kunstlehrer? Natürlich existiert der Kunstlehrer nicht direkt als Kunstlehrer weiter, er ist ja schon pensioniert! Es gab ja auch keinen lebendigen Kunstlehrer gleich nach dem Urknall, sondern nur die unaufhaltsame Entwicklung hin zu seinem Dasein. Wir müssen tiefer schürfen und in das Sein des Seins hinabtauchen: Seine Gene gibt er an seine Kinder weiter und damit einen Großteil dessen, was nun mal einen Kunstlehrer ausmacht: Arme, Beine, Kopf zum Denken usw. Das ist der triviale Aspekt des Weiterlebens: Spuren des Kunstlehrers werden sich so noch in den Genomen vieler Generationen nachweisen lassen, so wie viele von uns Spuren von Neandertaler-Genen in uns tragen. Und diese Vettern des Homo sapiens sind bekanntlich vor 40.000 Jahren oder früher ausgestorben.

Des Pudels Kern aber ist ein anderer: Gene beeinflussen im Wesentlichen die Entwicklung des Körpers und in erheblichem Umfang auch das Verhalten. Aber der Homo sapiens vererbt noch etwas: Kultur. Ja, auch die Kunst! Kultur reist von Gehirn zu Gehirn, und wird dabei ähnlich verlässlich weitergegeben wie Gene. Gene sind erstaunlich konservativ und Kultur ist es auch. Das ist so, weil sich Kultur sonst nicht entwickeln könnte. Kultur wird nicht immer neu erfunden, sondern sammelt sich an. Und dabei baut sie immer auf dem schon Vorhandenen auf. Insbesondere Lehrer achten penibel darauf, dass sich nicht allzu viel ändert. Sie halten an den alten Lehrinhalten felsenfest – Deutschlehrer zum Beispiel an der Rechtschreibung, Kunstlehrer an Itten. Dabei ist es egal wie viel Sinn die Rechtschreibregeln ergeben, oder wie überholt die Farblehre Ittens ist. Der Kunstgelehrte kann problemlos altägyptischen Kunst von der Hellenistischen Kunst unterscheiden, weil die damaligen Künstler immer voneinander abmalten und ihnen kaum etwas Neues einfiel. Oder sie bekamen was auf die Finger, wenn sie was Neues ausprobieren wollten. – Wie bei der Rechtschreibung. Im Kunstunterricht werden den SuS verschiedene Kunstepochen vermittelt. Dass klappt nur, weil die alten Meister über lange Zeiträume an den entsprechenden Stilmerkmalen festgehalten haben. Und das Beispiel der Fotografie zeigt, wie die Kunst sich an ein neues kulturelles Umfeld anpassen musste. Diese den Genen ähnliche Kulturbausteine nennt der Kunstlehrer, der eine ganze Theorie darüber verfasst hat: „Softgene“. Schulen sind einer der Orte, an denen verstärkt Softgene weitergegeben werden. Bücher sind ein anderer. Mit der Lektüre dieses Steam-Essays haben

Sie, liebe Lesende, eine volle Ladung Softgene der Sorte „Kunst“ mitbekommen. Vielleicht hat es Sie dazu inspiriert, einmal nach Frankfurt zu reisen und im großartigen Museum „Städel“, „Goethe in der Campagna“ zu betrachten. Oder Ihren alten Malkasten hervorzukramen und sich selbst ein wenig der Kunst zu widmen. Egal was Sie machen werden und egal, was die SuS aus dem Unterricht mit dem Kunstlehrer mitnehmen: Der Kunstlehrer hat seine Softgene weit gestreut. Und das ist gut so. Denn die Kunst selbst wird erst dann verschwinden, wenn sie nicht mehr von Generation zu Generation weitergegeben wird. – Aber das wird so lange nicht passieren, wie es den Kunstlehrer gibt. Und so möge der Kunstlehrer ewig leben. Oder sein Ableben wenigstens so weit in die Ferne gerückt sein, dass man sein ENDE selbst mit dem besten verfügbaren Fernrohr nicht erspähen könnte.